

APuZ

Aus Politik und Zeitgeschichte

44–45/2006 · 30. Oktober 2006



Soziale Milieus

Stefan Hradil

Soziale Milieus – eine praxisorientierte Forschungsperspektive

Michael Vester

Soziale Milieus und Gesellschaftspolitik

Carsten Ascheberg

Milieuforschung und Transnationales Zielgruppenmarketing

C. Albani · G. Blaser · M. Geyer · H. Bailer · N. Grulke ·

G. Schmutzer · E. Brähler

Innerdeutsche Migration und psychische Gesundheit

Jutta Allmendinger · Rita Nikolai

Bildung und Herkunft

Editorial

Stände, Kasten, Klassen, Schichten und Milieus sind Begriffe zur Kennzeichnung der sozialen Struktur von Gesellschaften. Wie diese sich im Lauf der Geschichte verändert haben, so wandelten sich auch die sie beschreibenden Begriffe.

Die mittelalterliche und frühneuzeitliche Gesellschaft etwa gliederte sich in Stände. Der Terminus „Klasse“, den Karl Marx für die Stellung der Mitglieder einer Gesellschaft im kapitalistischen Produktionsprozess prägte, reicht bis in unsere Zeit hinein. Dieser relativ starre Begriff ist im Verlaufe des 20. Jahrhunderts um den der Schicht erweitert worden. Zwischen den Klassen der Besitzenden und Nichtbesitzenden wurde auf diese Weise eine vertikale Struktur sozialer Ungleichheit eingezogen. Als wesentliche Kriterien der Schichtzugehörigkeit galten und gelten Bildung, Beruf, Einkommen und Macht. Diese verloren zwar in den achtziger Jahren zugunsten von Werthaltungen, Mentalitäten und Prinzipien der Lebensführung, welche den Milieubegriff ausmachen, tendenziell an Bedeutung. Inzwischen ist aber erkannt worden, dass die Gesellschaft ungeachtet aller Differenzierung, Pluralisierung und Individualisierung nach wie vor eine vertikale Struktur aufweist: Soziale Milieus sind nicht unabhängig vom Bildungsgrad, der beruflichen Stellung und dem Einkommen zu sehen, was erst recht für den Lebensstil gilt – ein weiterer Begriff zur Gruppenbildung in der Gesellschaft.

Das Wissen, das die Milieu- und Lebensstilforschung über das jeweilige Verhalten unterschiedlicher sozialer Gruppen der Gesellschaft zu Tage fördert, wird insbesondere von den angewandten Sozialwissenschaften, allen voran der Marktforschung, genutzt.

Katharina Belwe

Soziale Milieus – eine praxisorientierte Forschungsperspektive

Von „sozialen Milieus“ spricht man nicht nur in den Sozialwissenschaften. Auch im Alltag wird eine Gruppierung von Menschen, die in ähnlichen Umständen leben, ähnlich denken und so das Verhalten der Einzelnen in ähnlicher Weise prägen, als „soziales Milieu“ bezeichnet.

Stefan Hradil

Dr. phil., Dr. sc. oec. h.c., geb. 1946; Professor für Soziologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 55099 Mainz.
stefan.hradil@uni-mainz.de
www.staff.uni-mainz.de/hradil/

Besonders häufig wird der Milieubegriff dann benutzt, wenn – etwa bei „bildungsfernen Milieus“ – auf soziale Vor- oder Nachteile und zugleich auf kulturelle Unterschiede zwischen solchen Gruppierungen aufmerksam gemacht werden soll. Diese alltagssprachliche Verwendung des Milieubegriffs kommt den sozialwissenschaftlichen Definitionen recht nahe.

Die Entstehung der Milieuperspektive

Das Milieukonzept hat eine Tradition, die bis weit vor die Etablierung der Soziologie als eigenständige Disziplin zurückreicht. Schon in der französischen Aufklärung, als man sich nach dem Vorbild der Naturwissenschaften bemühte, die wesentlichen Einwirkungskräfte auf die menschliche Existenz rational zu erfassen, gingen viele Überlegungen davon aus, dass nicht nur in ererbten Anlagen, sondern auch in äußeren Einflüssen wesentliche Prägekräfte des menschlichen Daseins zu suchen seien.

Als eigentlicher Begründer des sozialwissenschaftlichen Milieubegriffs gilt Hippolyte Taine (1823–1893). Bei ihm findet sich das erste Milieukonzept, das eine Verschmelzung zahlreicher sachlicher und menschlicher, ä-

ußerer Wirkungsfaktoren als ursächlich für alltägliche Lebensweisen der Menschen vor- sieht.

Der Milieubegriff wurde im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts häufig verwendet. Unter „Milieus“ verstand man damals neben den sachlichen Gegebenheiten immer mehr auch die jeweiligen Mitmenschen und sogar die eigenen Sichtweisen der Menschen selbst. So stellte für Max Scheler (1874–1928) ein Milieu „das Insgesamt dessen dar, was vom Einzelwesen als auf es wirksam erlebt wird“.¹ Diese Ausweitung im Sinne einer Soziologisierung und Subjektivierung des Milieubegriffs folgte dem Vordringen von Modernisierung und Industrialisierung in traditionale Lebenswelten. Das Erleben und das Umgehen mit der neuen Industrielwelt gestalteten sich sehr unterschiedlich, je nachdem welcher Arbeitswelt, Wohnumgebung, Konfession, Region etc. die Menschen angehörten.

Typisch hierfür ist das berühmte Milieuverständnis von M. Rainer Lepsius. Er wies darauf hin, dass Parteiorganisation und parteipolitische Konflikte in Deutschland noch bis in die zwanziger Jahre hinein von vier „sozialmoralischen Milieus“ geprägt waren: vom Katholischen Milieu (Zentrum), vom protestantisch-liberalen Milieu, vom protestantisch-konservativen Milieu sowie vom Arbeitermilieu (Sozialdemokratie).²

Nach dem Zweiten Weltkrieg geriet der Milieubegriff mit der vollen Durchsetzung der Industriegesellschaft in den Hintergrund. Es wurde mehr und mehr unterstellt, dass vor allem anderen die moderne Erwerbssphäre und die industrielle Arbeitswelt (und damit die Klassen- und Schichtzugehörigkeit) die Lage und das Leben der Menschen prägten. In den sechziger und siebziger Jahren gingen Sozialwissenschaftler davon aus, dass Denken und Verhalten der Menschen von ihrer Klas-

¹ Ronald Hitzler/Anne Honer, *Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung*, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 36 (1984), S. 61.

² Vgl. M. Rainer Lepsius, *Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft*, in: Wilhelm Abel u. a. (Hrsg.), *Wirtschaft, Gesellschaft und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge*, Stuttgart 1966, S. 371–393.

sen- bzw. Schichtzugehörigkeit geprägt seien. In Soziologie, Politikwissenschaft, Publizistik etc. war dies die Zeit der „schichtspezifischen“ Sozialisation, Sprache usw. Milieubegriffe „passten“ nicht gut in die Realität und noch weniger in die damaligen Vorstellungen, die eine ökonomisierte, standardisierte, materiell determinierte Industriegesellschaft zu erkennen glaubten. So wurde der Milieubegriff von der Nachkriegszeit bis in die siebziger Jahre hinein wenig benutzt.

Im Laufe der achtziger Jahre kamen dann, angestoßen von Praktikern aus Schule, Marketing und Politik, immer mehr Zweifel an dieser Vorstellung auf. Mit Wohlstand, Bildung und sozialer Sicherheit schienen auch die Freiheiten und die Unterschiede der Lebensgestaltung gewachsen zu sein. Das Denken und das Verhalten der Menschen wurden nicht (mehr) so weitgehend als Folge der Schichtzugehörigkeit – und damit der Berufsstellung, der Einkommensstufe und des Bildungsgrads – angesehen wie bisher. Damit schienen auch die gesellschaftlichen Unterschiede im Denken und Verhalten nicht (mehr) vorrangig vertikal gegliedert zu sein. Vor dem Hintergrund dieser Eindrücke kam es zu einem Boom von Milieu-(und Lebensstil)studien. Die Aufmerksamkeit konzentrierte sich hierbei auf Freizeit und Konsum, das heißt, auf Muster des Denkens und Verhaltens, die der Erwerbsarbeit eher fern stehen. Thesen einer „Entkoppelung“ des Denkens und Verhaltens von der Schichtzugehörigkeit wurden zum Teil so weit getrieben, dass Bildung, Beruf und Einkommen kaum noch Einfluss auf Mentalität und Lebensführung der Einzelnen zugesprochen wurde. Die sozialen Milieus und Lebensstilgruppierungen – weniger die Klassen und Schichten, denen die Menschen angehörten – wurden zur Erklärung für Konsum, Wahlentscheidungen, Jugendproteste, Sozialisation von Kindern, Mediennutzung etc. herangezogen.

Der Aufschwung (und der Überschlag) der Milieuperspektive in den achtziger Jahren wird verständlich durch die lange anhaltende Wohlstandsmehrung in Deutschland und die weit verbreitete Illusion „immerwährender Prosperität“.¹³

¹³ Vgl. Burkart Lutz, *Der kurze Traum immerwährender Prosperität*, Frankfurt/M. 1989.

Im Laufe der neunziger Jahre wurden die Einschätzungen wieder realistischer. Die Ergebnisse zahlreicher empirischer Studien zeigten, dass soziale Milieus nur teilweise unabhängig, ein gutes Stück aber doch abhängig von der Berufs-, Einkommens- und Bildungshierarchie bestehen und nur dementsprechende Erklärungen des alltäglichen Verhaltens der Menschen leisten können. Diese realistischen Einschätzungen vollzogen sich vor dem Hintergrund der ökonomischen Stagnation in Deutschland. Wie immer in Zeiten der Rezession rückten wirtschaftliche Umstände als Prägefaktoren der Mentalität in den Vordergrund. In der „Modernisierungspause“¹⁴ bzw. in der „Modernisierung im Zeitlupentempo“¹⁵ erwies es sich, dass es voreilig war, die berufliche Stellung, das Einkommen und den Bildungsgrad als Prägefaktoren für das Alltagsleben der Menschen aufs Abstellgleis zu schieben.

Was sind soziale Milieus?

In der neueren Forschung werden unter „sozialen Milieus“ üblicherweise Gruppen Gleichgesinnter verstanden, die jeweils ähnliche Werthaltungen, Prinzipien der Lebensgestaltung, Beziehungen zu Mitmenschen und Mentalitäten aufweisen.¹⁶ Im Kern werden sie also durch „psychologisch tief sitzende“ psychische Dispositionen definiert. Diejenigen, die dem gleichen sozialen Milieu angehören, interpretieren und gestalten ihre Umwelt folglich in ähnlicher Weise und unterscheiden sich dadurch von anderen sozialen Milieus.

Kleinere Milieus, zum Beispiel Organisations-, Stadtviertel- oder Berufsmilieus (wie das Journalistenmilieu) weisen darüber hinaus häufig einen inneren Zusammenhang auf, der sich in einem gewissen Wir-Gefühl und in verstärkten Binnenkontakten äußert.¹⁷

¹⁴ Vgl. Stefan Hradil, Die „objektive“ und die „subjektive“ Modernisierung. Der Wandel der westdeutschen Sozialstruktur und die Wiedervereinigung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, (1992) 29–30, S. 3–14.

¹⁵ Vgl. ders., Zur Sozialstrukturentwicklung der neunziger Jahre, in: Werner Süß (Hrsg.), *Deutschland in den neunziger Jahren. Politik und Gesellschaft zwischen Wiedervereinigung und Globalisierung*, Opladen 2002, S. 227–250.

¹⁶ Vgl. ders., *Die Sozialstruktur Deutschland im internationalen Vergleich*, Wiesbaden 2006², S. 278.

¹⁷ Vgl. Gerhard Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M.–New York 1992, S. 746.

Gelegentlich wird neben Mentalitäten auch das typische Umfeld (Beruf, Wohnen, Einkommen etc.) als Definitionsmerkmal sozialer Milieus herangezogen. In manchen Milieudefinitionen ist zusätzlich das Alltagsverhalten der Menschen eingeschlossen, insoweit es Folge milieuspezifischer Mentalitäten ist. Es lassen sich also mehr oder minder komplexe Definitionen des Milieubegriffes unterscheiden.

Wie sie auch immer definiert sind: Milieubegriffe weisen Eigenschaften auf, die sie von Schichtbegriffen klar unterscheiden. Milieubegriffe betonen *erstens* die „subjektive“ Seite der Gesellschaft. Sie bezeichnen Gruppierungen gleicher Mentalitäten. Schichtbegriffe konzentrieren sich dagegen auf die „objektiven“ Faktoren der Berufsstellung, des Einkommens und des Bildungsabschlusses. *Zweitens* lässt das Milieukonzept die Entstehung von Mentalitäten bewusst offen. Sie können berufliche, religiöse, regionale, lebensweisebedingte, politische, moralische etc. Ursachen haben. Das Schichtkonzept geht hingegen davon aus, dass mit dem Berufs-, Einkommens- und Bildungsstatus bestimmte, schichtspezifische Mentalitäten einhergehen. Schließlich ist *drittens* das Milieukonzept synthetisch angelegt. Es bündelt zahlreiche Dimensionen und Aspekte. Dies führt in der empirischen Forschungspraxis zu erheblichem Aufwand. Das Schichtkonzept verfährt analytischer und ist in empirischen Studien einfacher umzusetzen.

Sucht man in der Literatur nach den Unterschieden zwischen dem Milieu- und dem Lebensstilbegriff, so wird man feststellen, dass sich die einschlägigen Definitionen nicht selten überschneiden und dass sie manchmal sogar fast deckungsgleich sind. Dennoch setzt der Milieubegriff andere Schwerpunkte als der Lebensstilbegriff. Hebt Ersterer hauptsächlich auf die relativ „tief“ verankerten und vergleichsweise beständigen Werthaltungen und Grundeinstellungen von Menschen ab, bezieht sich der Lebensstilbegriff vor allem auf die äußerlich beobachtbaren Verhaltensroutinen der Menschen.

Die oben angeführte Definition impliziert, dass soziale Milieus nicht einfach gewechselt werden können. Werthaltungen, Grundeinstellungen und diesbezügliche Milieueinbindungen lassen sich gewöhnlich nur im Falle massiver Lebenskrisen und völlig neuer Ein-

flüsse verändern. Dagegen können sich Verhaltensroutinen (wie etwa Mediennutzung, Freizeitbetätigung, Kleidungsstil) und entsprechende Lebensstile schon dann ändern, wenn neue Kontakte geknüpft werden, wenn eine Familie gegründet wird oder wenn Menschen älter werden.

Wieso entstehen soziale Milieus?

Wieso entstehen, bestehen und vergehen soziale Milieus? Mehrere Theorien versuchen, diese Frage zu beantworten. Sie enthalten „Antwortvermutungen“. Nur durch empirische Überprüfung lässt sich entscheiden, inwieweit diese zutreffen.

Generell besagen Theorien sozialer Milieus, dass das Denken und Verhalten der Menschen weder ausschließlich von äußeren Daseinsbedingungen abhängt noch völlig in das Belieben der Menschen gestellt ist. Milieutheorien sind weder deterministisch noch intentional. Soziale Milieus werden vielmehr als Gruppierungen handlungsfähiger Menschen gesehen, die in der praktischen Auseinandersetzung mit aktuellen Lebensbedingungen und historischen Hinterlassenschaften bestimmte gemeinsame Mentalitäten entwickeln. Freilich stehen die einzelnen Milieutheorien den beiden Polen des (unbewussten) Determinismus und der (bewussten) Intentionalität unterschiedlich nahe. Dies zeigen auch die im Folgenden skizzierten Erklärungsansätze.

Besonders häufig liegt Milieustudien die Habitustheorie Pierre Bourdieus⁸ zu Grunde. Diese besagt im Kern, dass soziale Milieus durch Anpassungsprozesse an die Lebensbedingungen sozialer Klassen und Klassenfraktionen zustande kommen. Bourdieu geht von der ungleichen Verteilung dreier Ressourcenarten aus: dem ökonomischen Kapital, dem Bildungskapital und dem „sozialen Kapital“ (in Gestalt sozialer Beziehungen). Je nach *Ausmaß* ihres Kapitalbesitzes insgesamt gehören die Menschen der Arbeiterklasse, dem Kleinbürgertum oder der Bourgeoisie an (vertikaler Aspekt). Und je nach *Zusammensetzung* bzw. *Zukunftsaussichten* ihres Kapitalbesitzes werden sie den Klassenfraktionen der Besitz- oder der Bildungsbourgeoisie

⁸ Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1982.

sowie dem alten, dem neuen oder dem „exekutiven“ Kleinbürgertum zugerechnet (horizontaler Aspekt).

Wenn Menschen innerhalb der jeweiligen Lebensbedingungen ihrer sozialen Klasse aufwachsen, entstehen nach Bourdieu weitgehend unbewusst klassenspezifische Habitusformen. Hierunter versteht er latente Denk-, Wahrnehmungs- und Bewertungsmuster, die einerseits die Möglichkeiten alltäglichen Handelns begrenzen, andererseits Handlungen hervorbringen. So entsteht der Habitus der *Arbeiterklasse* in einer Lage harter Notwendigkeiten, die Nützlichkeitsdenken und eine „Kultur des Mangels“ nach sich ziehe. Käufe werden nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten, sondern nach Preis und Haltbarkeit vorgenommen. Während also der Habitus der Arbeiterklasse ein „Sich-Einrichten“ in gegebenen Verhältnissen nahe lege, sei der Habitus des *Kleinbürgertums* – seiner Mittellage entsprechend – auf sozialen Aufstieg, auf die ehrgeizige, teils ängstliche, teils plakative Erfüllung vorgegebener kultureller Normen ausgerichtet, auch in Fragen der Bildung und des Geschmacks. Der Habitus des Kleinbürgertums bedeute angestregtes Bemühen, das „Richtige“ zu tun. Der Habitus der *Bourgeoisie* hingegen ermögliche es, sich in Kenntnis der „richtigen“ Standards über diese zu erheben, einen eigenen Stil zu entwickeln, diesen unter Umständen als gesellschaftliche Norm zu propagieren und durchzusetzen. Das Kleinbürgertum sei wiederum darauf angewiesen, dieser neuen „Orthodoxie“ gerecht zu werden. Die Arbeiterklasse verharre in ihrer Kultur des Mangels. Somit reproduziere sich die Herrschaft der Bourgeoisie auf kulturelle Weise.

Die Konsequenzen dieser Habitusformen zeigen sich Bourdieu zufolge in unterschiedlichen alltäglichen Lebensstilen der Menschen. Zu diesen gehören die jeweils bevorzugten Wohnungseinrichtungen und Speisen, Sänger und Musikwerke, Maler, Museen und Komponisten. Hierbei stellt Bourdieu eine hohe Übereinstimmung von Klassen(fraktions)zugehörigkeit, Habitusform und praktischen Verhaltensweisen fest.

Identitätstheorien betonen dagegen, dass soziale Milieus durch das Bemühen zustande kommen, die eigene soziale Identität zu entwickeln und zu dokumentieren. Mittels Stili-

sierung der eigenen Werthaltungen und Lebensweisen werden einerseits Selbstzuordnung und Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppierungen möglich gemacht, andererseits Absetzung und Distanz zu anderen Gruppierungen sichergestellt.⁹ Identitätstheorien finden sich in unterschiedlichen Varianten. Von einigen Autoren¹⁰ wird die Entstehung von sozialen Milieus und Lebensstilgruppierungen primär aus den Integrationsbemühungen von Menschen erklärt. Andere¹¹ sehen die Erklärung eher in Konflikten, in der Herstellung von Differenzen und in Abgrenzungsprozessen von sozialen „Territorien“.

Die Individualisierungstheorie geht davon aus, dass Modernisierung einhergeht mit der Zunahme persönlicher Ressourcen, Freiheiten und Sicherheiten. Damit verbunden ist eine Herauslösung der Einzelnen aus vielfältigen kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Bindungen. Dies bedeutet für die Menschen Verluste von Vertrautheit und Sicherheit in Gemeinschaften einerseits, Gewinne an individueller Handlungsfähigkeit und Entfaltungsmöglichkeit andererseits.

Allerdings hatte sich, Ulrich Beck¹² zufolge, bis zum Beginn der sechziger Jahre in Deutschland die Modernisierung und Individualisierung erst unvollkommen durchgesetzt. Zwar waren traditionale Bindungen, etwa der Dorfgemeinschaft und der Religion, schwächer geworden. Aber in der emotionalisierten Kleinfamilie verstärkten sich gemeinschaftliche Bindungen noch, vor allem für Frauen. Und in die industriegesellschaftlichen Schichten waren Männer unvermindert eingebunden.

Spätestens seit Beginn der sechziger Jahre vollzieht sich nach Ansicht Becks eine zweite Stufe gesellschaftlicher Modernisierung und Individualisierung. Sie steht vor allem im Zusammenhang mit verschärfter Arbeitsmarkt-

⁹ Vgl. Karl H. Hörning/Matthias Michailow, Lebensstil als Vergesellschaftungsform. Zum Wandel von Sozialstruktur und sozialer Integration, in: Peter A. Berger/Stefan Hradil (Hrsg.), Lebenslagen, Lebensstile, Lebensläufe. Sonderband 7 der Zeitschrift SOZIALE WELT, Göttingen 1990, S. 502.

¹⁰ Vgl. ebd., S. 501–521.

¹¹ Vgl. Helmuth Berking/Sighard Neckel, Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk, in: P. A. Berger/St. Hradil (Anm. 9), S. 481–500.

¹² Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986.

konkurrenz und Mobilität, aber auch mit gesteigertem Wohlstand, höherem Bildungsniveau auch der Frauen, besserer sozialer Absicherung, Ausweitung der Freizeit etc. Im Rahmen dieses erneuten Individualisierungsschubs lösen sich die Individuen aus ihrer Einbindung in Klassen und Schichten und aus „Familienbanden“. Dies gilt auch und gerade für Frauen. Die Menschen sind nun in der Lage, aber auch darauf angewiesen, Zuschnitt und Verlauf ihres Lebens selbst zu entwickeln. Allgemeingültige Vorbilder hierfür gibt es immer weniger. Gerade deswegen schließen sie sich an soziale Milieus an, freilich im Unterschied zu den lebenslangen traditionellen Milieus (beispielsweise der Arbeiterschaft oder des Katholizismus) freiwillig, auf Zeit und auf Widerruf.

Struktur sozialer Milieus in Deutschland

Die verfügbaren empirischen Befunde zeigen, dass das Gefüge sozialer Milieus in Deutschland zu einem guten Teil von der Schichtstruktur abhängig ist. Es gibt typische Unterschicht-, Mittelschicht- und Oberschicht-Milieus. Welche Werthaltungen und Mentalitäten ein Mensch aufweist, ist also auch eine Frage seiner Einkommenshöhe, seines Bildungsgrades und seiner beruflichen Stellung. Hierbei können Milieuunterschiede Schichten im Alltag trennen. „Die Grenze der Distinktion trennt die oberen von den mittleren Milieus. Die Grenze der Respektabilität trennt die mittleren von den unteren.“¹³

Aber die Schichtzugehörigkeit gibt keineswegs zureichend über die Milieuzugehörigkeit Auskunft. In der Regel finden sich innerhalb der einzelnen Schichten mehrere Milieus „nebeneinander“. Bestimmte soziale Milieus erstrecken sich auch „senkrecht“ über Schichtgrenzen hinweg.

Neben der Schichtzugehörigkeit lenkt u. a. auch die Kohortenzugehörigkeit die Menschen in bestimmte Milieus: Ältere Menschen, die in Zeiten des materiellen Mangels und autoritärer Ordnung aufgewachsen sind, haben sich meist andere Mentalitäten bewahrt

¹³ Michael Vester u. a., Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung, Frankfurt/M. 2001, S. 26. *Anmerkung der Redaktion:* Siehe auch den Beitrag des Autors in dieser Ausgabe.

als Menschen im mittleren Alter, die im Wohlstand und in der 1968er Zeit ihre wichtigsten Prägungen erfahren haben.¹⁴

„Horizontal“ unterscheiden sich soziale Milieus¹⁵ vor allem nach dem Grade ihrer Traditionsverhaftung bzw. ihrer Modernität. Denn die einzelnen Milieus sind in unterschiedlichem Maße vom Wertewandel erfasst (weg von „alten“ Pflicht-, hin zu „neuen“ Selbstentwertungswerten). So weisen die Angehörigen des „Traditionsverwurzelten“, des „DDR-nostalgischen“ und des „Konservativen“ Milieus Mentalitäten auf, die dem Bewahren, den Pflichten der Menschen und ihrer Eingebundenheit in Regeln großes Gewicht geben. Auf der anderen Seite stehen die „modernen“ Milieus der „Hedonisten“, der „Experimentalisten“ und „modernen Performer“, in denen die Menschen dem jeweils Neuen nachstreben und sich als Einzelne relativ losgelöst von Bindungen und Zugehörigkeiten empfinden. In diesen Milieus finden sich zwar Gemeinsamkeiten des individuellen Bewusstseins und Verhaltens, aber kaum das Bewusstsein der Gemeinsamkeit mit anderen Milieuzugehörigen.

In Wirklichkeit sind die Grenzen zwischen sozialen Milieus fließend. Viele Menschen stehen am Rand eines Milieus, zwischen Milieus bzw. sind zwei oder mehr Milieus zugleich zuzuordnen. Denn soziale Milieus stellen zwar relativ kohärente Binnenkulturen einer Gesellschaft, aber keine gesellschaftlichen Gruppen mit allgemein bekannten Namen und symbolisch klar verdeutlichten Grenzen dar. Es handelt sich vielmehr um von Sozialwissenschaftlern „künstlich“ abgegrenzte und benannte Gruppierungen. Dies ist notwendig in modernen Gesellschaften, in deren Sozialstruktur kaum noch klar definierte Gruppierungen existieren, wie dies früher einmal der Adel, das Großbürgertum und in Teilen auch die Industriearbeiterschaft waren.

Soziale Milieus verändern sich im Laufe der Zeit. Sie werden größer oder kleiner. Neue Milieus bilden sich heraus, alte verschwinden oder teilen sich. Allein seit den achtziger Jahren hat sich der Bevölkerungsanteil traditio-

¹⁴ Vgl. Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft, Frankfurt/M.–New York 1992.

¹⁵ *Redaktionelle Anmerkung:* Das Modell der Sozialen Milieus in Deutschland 2006 ist zu finden unter www.sinus-sociovision.de (15. 8. 2006)

neller Milieus fast halbiert.¹⁶ Dies geschah wohl seltener, weil Menschen ihre Milieuzugehörigkeit wechselten. Vielmehr sind die Menschen in den genannten Milieus häufig schon alt. Diese Milieus sterben langsam aus.

Wozu dienen Milieustudien?

Vieles spricht dafür, dass sich die Mitglieder moderner Dienstleistungsgesellschaften nicht mehr so vorrangig wie die Menschen in typischen Industriegesellschaften in Abhängigkeit ihrer Berufs- und Schichtzugehörigkeit definieren. Vielmehr bestimmen die Angehörigen postindustrieller Gesellschaften ihren gesellschaftlichen Ort nicht zuletzt auch durch ihre Milieuzugehörigkeit und ihren Lebensstil. Oft symbolisieren sie dies mit Kleidung, Musikgeschmack etc. und tragen so ihre Zugehörigkeit nach außen.

Die Menschen, die einem bestimmten sozialen Milieu angehören, denken und verhalten sich in der Praxis relativ ähnlich; Menschen die verschiedenen sozialen Milieus angehören, denken und handeln oft unterschiedlich – und sie tun dies in weiten Bereichen: Sie kaufen gleichartige bzw. andersartige Konsumgüter, wählen ähnliche bzw. verschiedene Parteien, erziehen ihre Kinder gleich bzw. anders usw. Milieugliederungen dienen daher Marketinganalysten, um Zielgruppen zu definieren, Wahlkampfstrategen, um Wählerpotenziale zu erschließen, Sozialisationsforschern, um typische Lernstrategien zu lokalisieren und zu erklären.

Weil die Zugehörigkeit zu sozialen Milieus die jeweilige Selbstdefinition und Alltagspraxis der Menschen beeinflusst, wurden Milieustudien in den letzten beiden Jahrzehnten in zunehmendem Maße zur Erklärung von Verhaltensunterschieden und so auch zur Lösung praktischer Probleme eingesetzt. Dies geschah im Rahmen der akademischen Forschung (vor allem in der soziologischen Sozialstrukturanalyse, der politischen Soziologie, der Jugend- und Sozialisationsforschung), mehr aber noch in Bereich der angewandten Sozialforschung. Vor allem im Marketing haben Milieuansätze (und Lebensstilstudien) die herkömmlichen sozioökono-

mischen bzw. soziodemographischen Ansätze ein gutes Stück weit verdrängt.¹⁷

Die folgende, durchaus unvollständige Aufzählung soll verdeutlichen, wie viele alltägliche Verhaltensunterschiede und praktische Problemstellungen allein in den letzten Jahren in Forschungsprojekten in Verbindung mit der Milieuzugehörigkeit der Menschen gebracht wurden:

Soziale Milieus sollten Aufschluss geben über Unterschiede des Ressourcenverbrauchs und des ökologischen Bewusstseins; der Vorstellungen über die Kirchen und der Kirchenmitgliedschaft; in der Altenpflege in der Familie; des Umgangs mit Geld; des Informationsverhaltens und der Zeitschriftenwahl; der gewerkschaftlichen Arbeit; des Wahlverhaltens; der Erwachsenen- und der Weiterbildung; des Studierendenverhaltens; der Bildungschancen; der Elitenrekrutierung; der journalistischen Arbeit; usw.

Milieustudien versuchen die Nutzung bestimmter Medien, den Kauf bestimmter Konsumgüter, die Neigung zu bestimmten Parteien etc. primär auf Grund der *Werthaltungen und Zielsetzungen* von Menschen zu erklären. Ist die Milieuzugehörigkeit eines Menschen bekannt, so weiß man viel darüber, welche Sehnsüchte, welche Interpretationen, Motive und Nutzenerwartungen er aufweisen wird. Auf diese Weise hofft man voraussagen zu können, warum eine bestimmte Person eine bestimmte Zeitschrift lesen, eher eine bestimmte Partei wählen oder auf eine bestimmte Art studieren wird. Und umgekehrt will man so aufzeigen, welche Inhalte Zeitschriftenartikel, Werbebotschaften oder Parteiprogramme etc. aufweisen müssen, um den Motiven und Werthaltungen bestimmter Menschen zu entsprechen.

Sozioökonomischen Schichtungsansätzen ist eine andere Erklärungsstrategie zu Eigen. Die jeweilige Mediennutzung, Konsumententscheidung etc. soll durch die *Ressourcen* erklärt werden, die den Einzelnen zur Verfügung stehen, um ihre Ziele zu erreichen und ihren Werthaltungen zu genügen.

Milieustudien sind mittlerweile weit verbreitet, vor allem in der angewandten Sozial-

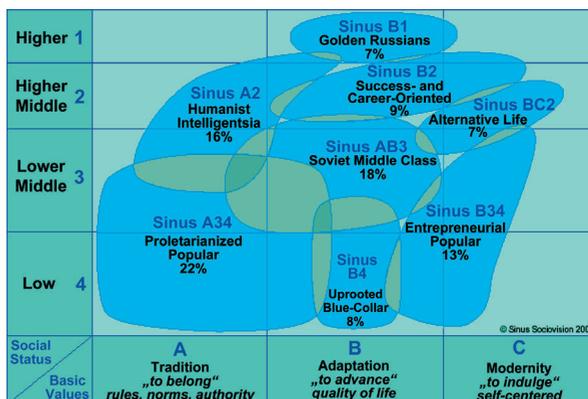
¹⁶ Vgl. Stefan Hradil, *Soziale Ungleichheit in Deutschland*, Opladen 20018, S. 434; vgl. M. Vester u. a. (Anm. 13), S. 48 f.

¹⁷ *Anmerkung der Redaktion*: Siehe hierzu auch den Beitrag von Carsten Ascheberg in dieser Ausgabe.

forschung. Angesichts der Tatsache, dass diese auf praktische Bewährung unmittelbarer angewiesen ist als die akademische Forschung, erstaunt es, dass exakte soziologische Prüfungen zum Ergebnis kamen, dass sich die empirisch nachweisbare Erklärungskraft so mancher Milieuuntersuchung in Grenzen hält. So ermittelte etwa Gunnar Otte, dass nach Kontrolle anderer relevanter Variablen die Milieuzugehörigkeit fast nichts zur Erklärung konkreter Wahlentscheidungen beiträgt.

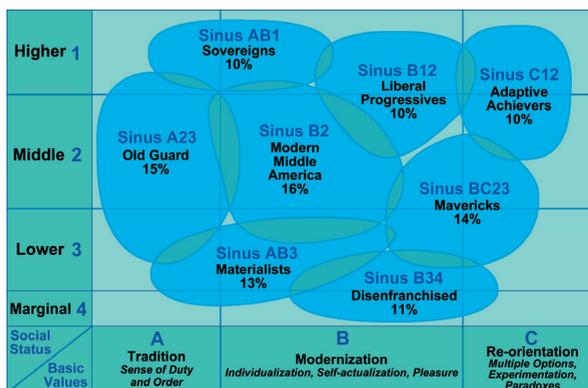
Wohl aber gibt die Milieuzugehörigkeit Auskunft über Unterschiede der generellen politischen Einstellung und Parteineigung. Milieustudien eignen sich daher mehr zur Abschätzung von Wählerpotenzialen als für Wahlprognosen.¹⁸

Abbildung 1: Sinus-Milieus in Russland



Quelle: Sinus Sociovision, Sinus-Milieus in Russia, Heidelberg 2005 (Manuskript).

Abbildung 2: Sinus-Milieus in den USA



Quelle: Sinus Sociovision, The Sinus Milieus International/Meta Milieus, Heidelberg 2006 (Manuskript).

Soziale Milieus im internationalen Vergleich

Die immer stärkere Vernetzung der Welt durch Handelsströme, Kapitalverkehr, Arbeitsmigration, Urlaubsreisen und alltägliche Kommunikation macht Milieustudien, die sich nur auf Deutschland beziehen, immer weniger sinnvoll. Selbstverständlich führt es in die Irre, die deutsche Milieugliederung unbesehen etwa auf Russland oder die USA zu übertragen. Dazu sind die historischen, politischen und konfessionellen etc. Unterschiede zwischen den Ländern viel zu groß. Deswegen wurden mit gleicher Methode Milieustudien in fast allen Ländern Europas und den USA durchgeführt. Das ermöglichte internationale Vergleiche. Als Beispiel seien die Milieugliederungen Russlands aus dem Jahre 1999 und der USA aus 2004 (Abbildungen 1 und 2) angeführt.

Im Rahmen der internationalen Milieuvorgänge stellte sich heraus, dass sich die Mentalitäten bestimmter Milieus über Ländergrenzen hinweg nur wenig unterscheiden. Innerhalb eines Landes waren die Unterschiede zwischen diesen Milieus und anderen wesentlich größer. Daher hat man transnationale „Meta-Milieus“ herauspräpariert, die sich in ähnlicher Form in vielen Ländern finden (Abbildung 3).

So verstehen sich etwa die Mitglieder der „Traditionellen Milieus“ mit ihrer Sicherheits- und Statusorientierung und ihren fest gefügten traditionellen Werthaltungen (z. B. Pflicht, Ordnung); der „Etablierten Milieus“ in ihrem Streben nach Leistung und Führerschaft, ihrem Statusbewusstsein und ihrem exklusiven Geschmack sowie der „Intellektuellen Milieus“ mit ihren kulturellen und intellektuellen Interessen sowie ihrer Suche nach Selbstverwirklichung und persönlicher Entwicklung jeweils relativ gut miteinander, einerlei, ob sie aus Spanien, den USA oder aus Deutschland kommen.

¹⁸ Vgl. Gunnar Otte, Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen, Wiesbaden 2004, S. 344 ff.

Abbildung 3: Meta-Milieus in Westeuropa und Nordamerika

Oberschicht / Obere Mittelschicht	1	Etablierte Milieus		Intellektuelle Milieus	Moderne Performer
Mittlere Mittelschicht	2	Traditionelle Milieus	Moderner Mainstream		Sensationsorientierte Milieus
Untere Mittelschicht / Unterschicht	3		Konsummaterialistische Milieus		
Soziale Lage		A Traditionelle Werte Pflichterfüllung, Ordnung	B Modernisierung Individualisierung, Selbstverwirklichung, Genuss		C Neuorientierung Multi-Optionalität, Experimentierfreude, Leben in Paradoxien
Grundorientierung					

Quelle: Sinus Sociovision, The Sinus Milieus International/Meta Milieus, Heidelberg 2006 (Manuskript); Übersetzung des Verfassers.

Fazit

Postindustrielle Gesellschaften zeichnen sich in Zeiten der Globalisierung und der neuen Informationstechnologien einerseits durch die Universalisierung von Normen (etwa was die Stellung von Frauen betrifft), andererseits durch die Pluralisierung von Denk- und Lebensweisen aus. Die Mentalitäten der Menschen gehen weit auseinander. Die Milieuforschung zeichnet diesen (keineswegs konfliktfreien) Pluralismus nach und versucht, Verhaltensdifferenzierungen hieraus zu erklären. Sie legt in diesem Zusammenhang auch transnationale Sozialstrukturen offen. Dies geschieht in den Sozialwissenschaften noch eher selten. Allerdings vollzieht sich die Milieuforschung bislang zum guten Teil im Rahmen der angewandten Sozialwissenschaften. Von hier aus gelangen genaue Konzept- und Methodeninformationen bisher eher selten in die akademischen Sozialwissenschaften.

Michael Vester

Soziale Milieus und Gesellschaftspolitik

Die Bundestagswahl 2005 hatte eine Neubewertung auf die gesellschaftspolitischen Orientierungen der Bevölkerung zur Folge. Das Wahlergebnis war nicht nur ein Schock für die Volksparteien, die von den 38,5 % des Jahres 2002 auf 35,2 % (CDU/CSU) bzw. 34,2 (SPD) zurückfielen. Es war auch eine Überraschung für die Meinungsforschung, die lange einen hohen Sieg der Union und eine noch größere Niederlage der SPD vorausgesagt hatte. Zur Erklärung dieses Desasters konkurrieren zwei Thesen miteinander. In beiden wird davon ausgegangen, dass es in den Monaten vor der Bundestagswahl extrem viele Unentschiedene unter den Wahlberechtigten gab. Dies wird zum einen mit der Auflösung langfristiger Parteibindungen (*Erosionsthese*), zum anderen mit der Enttäuschung der durchaus fortbestehenden Parteiklientele über einen Kurswechsel „ihrer“ Parteien (*Enttäuschungsthese*) erklärt.

Michael Vester

Dr. phil., geb. 1939; Prof. i. R., Universität Hannover, Lehrgebiet Politische Soziologie und Politische Sozialstrukturanalyse.
m.vester@agis.uni-hannover.de

Horizontale Verschiebung der Sozialstruktur

Die *erste These* erklärt den Wahlausgang mit dem Schlagwort des „individualisierten Wählers in der Mediendemokratie“,¹ bedingt durch eine generelle „Individualisierung“. Durch den Übergang zur „postindustriellen Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft“, welche größere individuelle Kompetenzen fordere, verhielten sich die Wählerinnen und Wähler eher „volatil“ („flatterhaft“) und würden diejenigen wählen, deren Angebot ihrem individuellen Vorteil am meisten entgegen-

¹ Manfred Güllner/Hermann Dülmer/Markus Klein u. a., Die Bundestagswahl 2002, Wiesbaden 2005, S. 9.

komme. Es handelt sich also um das Modell eines auf der Nachfrageseite in viele Einzelne aufgesplitterten, „atomistischen“ Marktes.

In der politischen Sozialstrukturforschung wird dies auf breiter empirischer Basis nachhaltig in Frage gestellt. Die Gesellschaft wird nicht als atomisierter Markt, sondern als Feld verstanden, das dauerhaft in Berufsgruppen bzw. Milieus gegliedert ist, die relativ stabilen gesellschaftspolitischen Präferenzen folgen. Sozialstruktur und Präferenzen verändern sich zwar, aber nur langsam und eher in der Form einer horizontalen Auffächerung als der Auflösung sozialer Großgruppen.

Die Analysen der beruflichen Gliederung gehen von dem – auch den PISA-Studien zugrunde liegenden – Modell der vertikalen Klassenschichtung von John Goldthorpe aus, differenzieren dies aber zusätzlich horizontal. Walter Müller entdeckte so die horizontale Herausbildung modernerer „Klassenfraktionen“ mit eigenen gesellschaftspolitischen Gruppenidentitäten. So wählen die oberen und traditionellen Klassenfraktionen (in der „administrativen“ Dienstklasse) aus ihrem Interesse an *Autoritätshierarchien* eher konservativ und liberal. Die expandierenden Fraktionen der „technischen Experten“ und der „sozialen Dienstleistungen“ wählen, aufgrund ihrer Interessen an beruflicher *Autonomie*, eher ‚rot-grün‘. Müller kann die statistische Wahrscheinlichkeit dieser Präferenzen angeben. Aber er lässt offen, warum Minderheiten der Berufskategorien eben doch anders wählen und warum welche der verschiedenen Parteien innerhalb eines Lagers bevorzugt wird.¹²

Soziale Milieus

Das Berufsfeld ist nur das erste Glied einer Vermittlungskette, an deren Ende die Parteiwahl steht. Um zu einer differenzierteren Landkarte der gesellschaftspolitischen Vorstellungen zu gelangen, müssen wir uns dem dazwischen liegenden Feld zuwenden: den Alltagsmilieus. Hier bilden sich die Vorstellungen heraus, nach denen die Gesellschaft im Alltag wie aus politischer Sicht geordnet

¹² Vgl. Walter Müller, Klassenstruktur und Parteiensystem. Zum Wandel der Klassenspaltung im Wahlverhalten, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 50 (1998) 1, S. 3–46.

sein soll. Dies geschieht nicht unabhängig von der beruflichen Stellung, aber doch relativ autonom, durch viele eigene Instanzen der Sozialisation und Erfahrung hindurch. Soziale Milieus sind nicht beliebig gewählte Lebensstilgemeinschaften, sondern Teil einer sozialen Gesamtgliederung. Entsprechend werden sie, schon bei Émile Durkheim, doppelt definiert: ‚objektiv‘ als Zusammenhang von Beziehungen (der Verwandtschaft, Gemeinde oder Berufsgruppe) und ‚subjektiv‘ durch die Herausbildung eines gemeinsamen „Korpus moralischer Regeln“ und deren Verinnerlichung in einem gemeinsamen „Habitus“.¹³

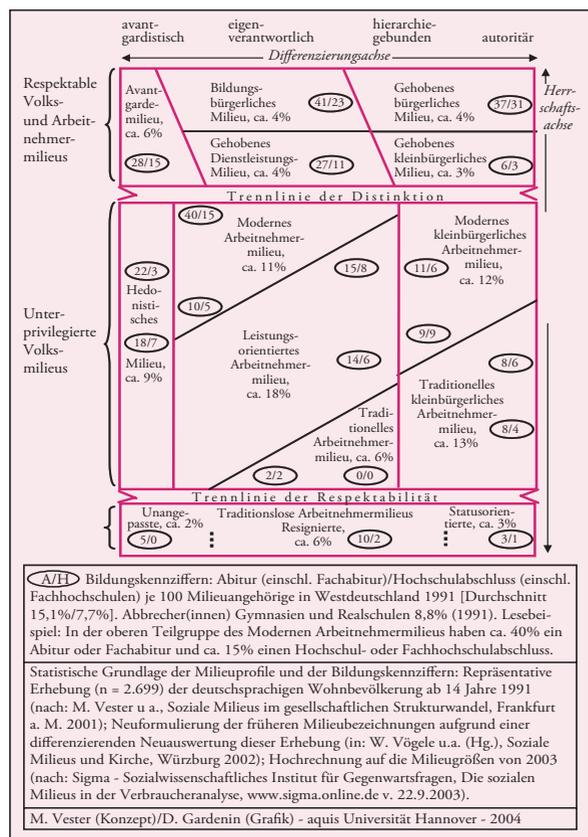
Im Alltagsleben sind also äußere Lebensstellung und innerer Habitus relativ eng „ver-koppelte“ Elemente einer „Lebensführung“ (Max Weber) oder „Lebensweise“ (Raymond Williams), durch welche die Milieus, Schichten oder Klassen sich voneinander abgrenzen und innerlich zusammenhängen. In großen empirischen Studien¹⁴ ist für Frankreich wie für die Bundesrepublik nachgewiesen worden, dass der Habitus typ immer noch eng auf das jeweilige Berufsfeld abgestimmt ist, allerdings auf dynamische und flexible Weise, gleichsam über ein Gummiband. Die Vermittlung zwischen beidem erfolgt durch die im Habitus angelegten Schemata des Geschmacks und der Alltagspraxis und durch milieueigene „Strategien“, welche die nachwachsenden Generationen auf bestimmte Bildungs- und Berufswege führen und die nicht nur zur „Reproduktion“ der Klassenstellung, sondern auch zu „Umstellungen“ taugen. Diese werden notwendig, wenn das angestammte Berufsfeld eines Milieus sich wandelt und beispielsweise zur bloßen Erhaltung der sozialen Stellung höhere Bildungsanforderungen stellt.

Entgegen den Klagen über die Trägheit der Menschen mangelt es diesen keineswegs an der Bereitschaft zu Umstellungen und zur Übernahme von Eigenverantwortung. Allerdings wird erwartet, dass Risiken, welche die Ressourcen und Planungen der Familien überfordern, durch staatliche Ordnungspolitik

¹³ Émile Durkheim, Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt/M. 1988 [1893/1902], S. 44–56; 245–260.

¹⁴ Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M. 1982 [1979]; Michael Vester/Peter von Oertzen/Heiko Geiling u. a., Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel, Frankfurt/M. 2001² [1993].

Abbildung 1: Soziale Milieus in Westdeutschland – 2003 – und die ständische Stufung der Bildungswege



flankiert werden. Den Milieus stehen sehr verschiedene äußere Ressourcen und innere Dispositionen zur Verfügung. Dies ist empirisch detailliert untersucht worden.¹⁵ Die beigefügte „Landkarte“ der Milieus (Abbildung 1) haben wir aufgrund detaillierter eigener Forschungen entwickelt, die seit den siebziger Jahren angeregt worden waren durch die Konzepte der Milieus und Alltagskultur bei Émile Durkheim, Pierre Bourdieu und den frühen ‚Cultural Studies‘, sowie den empirischen Neuentwicklungen von Jörg Ueltzhöffer und Berthold Bodo Flaig für das ‚Sinus‘-Institut. Die Landkarte gibt einen – die Forschungsergebnisse stark vereinfachenden – Überblick. Sie zeigt eine räumliche Gliederung, in der sich die „Arbeitsteilungen“ der Milieus ausdrücken. Vertikal ist die Gesellschaft ständisch dreige-

¹⁵ Vgl. M. Vester u. a. (Anm. 4); Wolfgang Vögele/Helmut Bremer/Michael Vester (Hrsg.), Soziale Milieus und Kirche, Würzburg 2002, S. 267–409.

teilt in eine privilegierte, eine nichtprivilegierte und eine unterprivilegierte Schichtungsstufe. Horizontal teilt sie sich auf jeder Stufe nach „Klassenfraktionen“. Rechts sind die Milieus zugeordnet, die an Einordnung in traditionelle Autoritätshierarchien orientiert sind, links die Milieus, die auf eigene Arbeitsleistung, Bildungskapital und Autonomie setzen.

Diese Raumgliederung (Abbildung 1) hat eine erstaunlich verfestigte Form (und ähnelt darin frappierend der Gliederung anderer fortgeschrittener Gesellschaften¹⁶). Die Gesellschaft teilt sich in hauptsächlich fünf Milieu-Großgruppen (fett umrandet), die ihren Platz im sozialen Raum schon seit Generationen weitergeben¹⁷ und daher als „Traditionslinien“ gelten können. Gleichwohl gibt es gewisse Bewegungen, in kleinem Umfang zwischen und in beachtlichem Umfang innerhalb diesen Traditionslinien. Diese Bewegungen sind vor allem Ausdruck der beruflichen Umstellungen und des vermehrten Bildungserwerbs der jüngeren Generationen und drängen – ähnlich einer sich häutenden Schlange – auch gegen die äußeren Schranken, durch die sich andere Traditionslinien gegenüber Neuzugängen „abschließen“. Die hierarchische ständische Ordnung steht jedoch im Konflikt mit dem zunehmenden, Gleichberechtigung einfordernden Kompetenzerwerb in den Volksmilieus. Die oval eingerahmten Bildungsziffern in der Abbildung zeigen auch in der Mitte eine dynamische Bildungsbeteiligung, die aber nach oben „ausgebremst“ wird.

Obere bürgerliche Milieus: Oben grenzt sich eine nach allen Standards privilegierte bürgerliche „Oberschicht“ (um 20 %) durch distinktive Lebensstile ab. Bis auf das kleine „gehobene Dienstleistungsmilieu“, in dem sich die Aufsteiger der technischen Expertenberufe und der sozialen Dienstleistungen finden, hat sie ihre soziale Stellung seit Generationen gegen Neuzugänge gesichert. Auch die kulturelle Avantgarde (außen links) ist überwiegend Domäne jüngerer Oberschichtangehöriger. Über die Generationen verfestigt hat sich zudem die horizontale Teilung in eine Traditionslinie von Macht und Besitz (rechts) und eine Traditionslinie der akademischen Intelligenz (oben links). Doch beide Traditionslinien haben sich seit 1945 innerlich erheblich verändert, durch Anpassung an höhere Bildungsstandards und modernere Lebensstile.

Respektable Volks- und Arbeitermilieus: Die Volksmilieus der Mitte (knapp 70 %) grenzen sich durch eine respektable Lebensführung und eine sichere und geachtete Berufsstellung nach unten ab. Sie grenzen

¹⁶ Vgl. M. Vester u. a. (Anm. 4), S. 48–54.

¹⁷ Vgl. W. Vögele u. a. (Anm. 5).

sich auch nach oben ab, als Arbeitnehmer und „kleine Leute“, die es durch eigene Leistung zu etwas gebracht haben. Sie sind daher sensibel gegenüber Privilegierungen, welche die Grundsätze der Leistungsgerechtigkeit und Statussicherung verletzen, wie dies etwa bei der Absenkung des Arbeitslosengeldes auf Sozialhilfeniveau („Hartz IV“) geschieht. Horizontal sind zwei verfestigte Traditionslinien zu unterscheiden. Die kleinbürgerliche Traditionslinie (rechts) trägt ständisch-konservative Züge. Denn viele Angehörige stammen aus Familien von Kleinbesitzenden, die sich auf Arbeitnehmerberufe umstellen mussten, aber ihre Sicherheit immer noch von der Einordnung in Hierarchien erwarten. Die moderne Traditionslinie (links) setzt dagegen auf Autonomie, erworben durch eine planvolle Lebensführung, gute fachliche Arbeit, Ausbildung und Leistung sowie gegenseitige Hilfe. Ein Mensch soll nach seinen Werken beurteilt werden und nicht nach seiner Zugehörigkeit zu bestimmten Geschlechts-, Alters- oder Volksgruppen. Räumlich weiter links findet sich eine „erlebnisorientierte“ Milieufraktion, die sich jugendspezifisch gegen die Pflicht- oder Arbeitsethik der beiden großen Traditionslinien, das heißt ihrer Eltern, abgrenzt, aber gleichwohl auch arbeitnehmerisch orientiert ist.

In der großen Mitte ist die horizontale Bildungs-, Berufs- und Lebensstildynamik besonders ausgeprägt. In beiden Traditionslinien sind junge Milieufraktionen der so genannten „modernen Arbeitnehmer“ rasch gewachsen. Sie besetzen die konventionellen Dienstleistungen („Modernes Kleinbürgerliches Arbeitnehmersmilieu“) und die moderneren Dienstleistungen („Modernes Arbeitnehmersmilieu“) mit mittlerem Qualifikationsniveau. Letztere Gruppe hat eine hohe Abiturquote erreicht, die aber mehr für Fachschulbesuch als für Aufstieg in akademische Berufe genutzt wird. Die Volksmilieus sind nicht mehr bildungsfern, sondern zur Hälfte über die Hauptschule hinausgeklommen, allerdings auf dem weiteren Weg in die höhere Bildung abgebremst worden. Die andere, „untere“ Hälfte freilich ist von sozialen Schiefen bedroht.

Unterprivilegierte Volksmilieus: In den unterprivilegierten Volksmilieus (gut 10 %) hat sich seit Generationen die Erfahrung sozialer Ohnmacht verfestigt. Entsprechend setzen die Angehörigen dieser Gruppierung weniger auf planmäßige Lebensführung als auf die flexible Nutzung von Gelegenheiten und die Anlehnung an Stärkere. Diese Milieus, für die lange ungelernete und unstetige Beschäftigungen typisch waren, hatten in der alten Bundesrepublik wie auch in der DDR erstmals dauerhafte, wenn auch körperlich belastende, Beschäftigungen finden können. Heute werden viele dieser Arbeitsplätze in andere Länder verlagert. Als gering Qualifizierte finden die

Angehörigen des Milieus schwer neue Jobs. Viele sind dauerarbeitslos bzw. stärker in prekären Wirtschaftszweigen aktiv.

Sozialmodell und Bereitschaft zum Wandel

Das dargestellte Panorama der Milieus zeigt eine mehrheitliche Bereitschaft zur Eigenleistung und zur Umstellung über hohe Bildungsaktivität, die aber an bestimmte gesellschaftspolitische Bedingungen gebunden ist. Durch die Erfahrungen im historischen Sozialmodell der Bundesrepublik ist eine tiefe Gewöhnung an diesen „Pfad“ der Entwicklung entstanden. Gösta Esping-Andersen⁸ unterscheidet drei Alternativen solcher nationalen Pfade, die sich in den verschiedenen Staaten aus historischen Konflikten zwischen den sozialen Gruppen herausgebildet haben. Sie beruhen auf der institutionellen Regelung der Chancen sozialer Platzierung (über das Bildungs- und Berufssystem), der materiellen Lage (über Tarifparteien und Sozialsystem) und der geschlechtlichen Arbeitsteilung (etwa Entlastung der Familienarbeit durch private oder öffentliche Dienstleistungen). Eine „gerechte Sozialordnung“ kann je nach Pfad verschieden aussehen, nämlich im

- liberalen Modell (der angelsächsischen Länder) als staatliche Minimalsicherung für die untersten Schichten und als private Selbstvorsorge nach dem reinen Leistungsprinzip für die mittleren und oberen Schichten;
- sozialdemokratischen Modell (Skandinaviens) als staatliche Anhebung auch der unteren Schichten auf die individuellen Lebenschancen der modernen Mittelschichten;
- korporativen Modell (des kontinentalen Westeuropa) als Mischung aus dem modernen Prinzip der Leistungsgerechtigkeit und dem ständischen Prinzip der Statussicherung, der Sicherung eines Rangplatzes in einer Hierarchie gestufter Rechte und Pflichten.

Diese nationalen Pfade – und ihre Mischformen – sind heute durch innere und globale Entwicklungen herausgefordert, sie müssen von Seiten der Politik umgebaut werden.

⁸ Vgl. Gösta Esping-Andersen, Die drei Welten des Wohlfahrtskapitalismus, in: Stephan Lessenich/Illona Ostner (Hrsg.), Welten des Wohlfahrtskapitalismus, Frankfurt/M.–New York, S. 19–56.

Das korporative Modell beruht auf einem komplexen Aushandlungssystem zwischen Staat und Interessensorganisationen. Es enthält die Gefahr, bürokratisch und ständisch zu erstarren und zu einem Kartell von Besitzstandswahrern zu degenerieren, wenn es sich nicht neuen sozialen Herausforderungen und Gruppen öffnet.⁹ Durch seine Risikoabsicherungen bietet es aber die Chance, die Bereitschaft zum sozialen Wandel zu verstärken. Seit den Wachstumsjahren der Bundesrepublik sind die Milieus horizontalen Strukturwandel gewohnt. Durch zunehmende Produktivität und Ausbildungsniveaus wurden vor allem in Landwirtschaft und Industrie immer weniger Arbeitskräfte benötigt. Die Milieus stellten sich aktiv auf anspruchsvollere Arbeitsplätze bzw. neue Beschäftigungsmöglichkeiten, besonders in den Dienstleistungen, um. Die Risiken der Umstellungen wurden durch staatliche Ordnungspolitik abgedeckt, um Teilhabe am Wirtschaftswachstum zu sichern oder Statusverluste zu vermeiden.

Seit etwa drei Jahrzehnten haben sich jedoch die Risiken und die Regulierungskonzepte geändert. Durch die zunehmende internationale Konkurrenz wurden zunächst eher gering qualifizierte, inzwischen aber auch immer mehr höher qualifizierte Arbeitsplätze in die aufstrebenden Schwellenländer verlagert. Damit stehen auch die besser qualifizierten und „leistungsstarken“ mittleren Milieus vor neuen Herausforderungen. Auch sie müssen fürchten, dass die Risiken ihrer Umstellungen nicht mehr hinreichend flankiert werden und dass die restriktive staatliche Haushaltspolitik die Zunahme ungleicher Chancen noch verstärkt.

Dies beginnt mit den von den PISA-Studien festgestellten überdurchschnittlichen Bildungsbarrieren. Die Bildungspolitik hat bisher nicht nur versäumt, die „Bildungsarmut“, welche die unteren zwanzig Prozent der Bevölkerung von qualifizierten Arbeitsplätzen ausschließt, zu beheben. Sie hat auch für eine Kanalisierung der Bildungsexpansion gesorgt, die die großen mittleren Arbeitnehmermilieus hauptsächlich in die mittlere Allgemein- und Berufsbildung lenkt. Der Zugang zu den akademischen Berufen, die immer noch privilegierte Standards der Einkommen, des Ansehens und der sozialen Sicherung sowie eine

⁹ Vgl. Reinhard Kreckel, *Politische Soziologie sozialer Ungleichheit*, Frankfurt/M.–New York 2004².

stark unterdurchschnittliche Arbeitslosigkeit genießen, ist erschwert. Dies hat auch dazu geführt, dass Deutschland im internationalen Vergleich zu wenige Akademiker und Hochqualifizierte hat.

Unterdurchschnittlich ist auch die Förderung der Sozial-, Gesundheits- und Bildungsdienstleistungen, die in anderen Ländern erheblich zur Verminderung – nicht zuletzt der weiblichen – Arbeitslosigkeit und Prekärbeschäftigung beitragen. Schließlich trägt die restriktive Haushalts- und Arbeitsmarktpolitik dazu bei, dass die inländische Konsum- und Staatsnachfrage zu niedrig ist, um zu Wachstum und Abbau der Arbeitslosigkeit beizutragen. Die Staatsausgaben werden infolge dessen übermäßig in die unproduktivste Aufgabe gelenkt: die Versorgung der Arbeitslosen. Soziale Schieflagen bedrohen inzwischen ein ganzes Spektrum von sozialen Gruppen.¹⁰

Durch diese Erfahrungen hat sich in den meisten Milieus der Eindruck eines sozialpolitischen Paradigmenwechsels verfestigt, in dessen Ergebnis die Grundprinzipien der Leistungsgerechtigkeit und Statussicherung aufgegeben werden. Vier Fünftel der Bevölkerung stehen einem Wechsel insbesondere zum neoliberalen Pfad sehr ablehnend gegenüber. Empörung entsteht, wenn beispielsweise Entlassungen von solchen Firmen vorgenommen werden, die höchste Gewinne einfahren. Absenkungen sozialer Sicherungen auf Minimalstandards, etwa das Sozialhilfeniveau des Arbeitslosengeldes II („Hartz IV“), werden als Verletzungen des zentralen Grundsatzes angesehen, dass die durch eigene Leistung ermöglichte Lebensweise auch in der Not fortgesetzt werden kann.

Der moralische Schmerzpunkt (und damit der sozialpolitische Interventionspunkt) ist für die meisten Milieus nicht erst dann erreicht, wenn ein absolutes materielles Minimum unterschritten wird, wie im englischen Sozialmodell. Er ist bereits erreicht, wenn die gewohnte respektable Lebensweise und die Vorstellungen einer gerechten sozialen Ordnung in Frage gestellt werden.¹¹

¹⁰ Vgl. Franz Schultheis/Kristina Schulz, *Gesellschaft mit begrenzter Haftung. Zumutungen und Leiden im deutschen Alltag*, Konstanz 2005.

¹¹ Vgl. Michael Vester, *Der Kampf um soziale Gerechtigkeit*, in: Heinz Bude/Andreas Willisch (Hrsg.), *Das Problem der Exklusion*, Hamburg 2006 (i. E.).

Gesellschaftspolitische Lager

Welches sind nun die Ordnungsmodelle, an denen sich die Bevölkerung orientiert? Schon die klassische Wahlforschung von Paul Lazarsfeld u. a. geht von sozialen „Cleavages“ oder Trennlinien aus, die sich über die Generationen vererben. Ihre Nachfolger¹² haben aber festgestellt, dass diese Trennlinien kein unmittelbares Abbild der ökonomischen Trennlinien zwischen oben und unten sind. In den parteipolitischen Lagern überschneiden sich vielmehr wirtschaftliche, konfessionelle, regionale und sozialmoralische Trennlinien. Dass die politischen Lager nicht direkt aus den ökonomischen Klassenteilungen abgeleitet werden können, ist nicht etwa die Folge einer „Entkoppelung“ von sozialer Lage und politischem Bewusstsein, wie die „Erosionsthese“ annimmt. Es ist der historische Normalfall. Dieser beruht auf den Eigenheiten des politischen Feldes, das sich meist in Koalitionen gliedert, die Milieugrenzen überschneiden. Die Führungsgruppen sind eher in anderen, höheren Milieus, die mit den Regeln des Kampfes, des Repräsentierens und des Diskurses besser vertraut sind, angesiedelt als die Klientelgruppen.

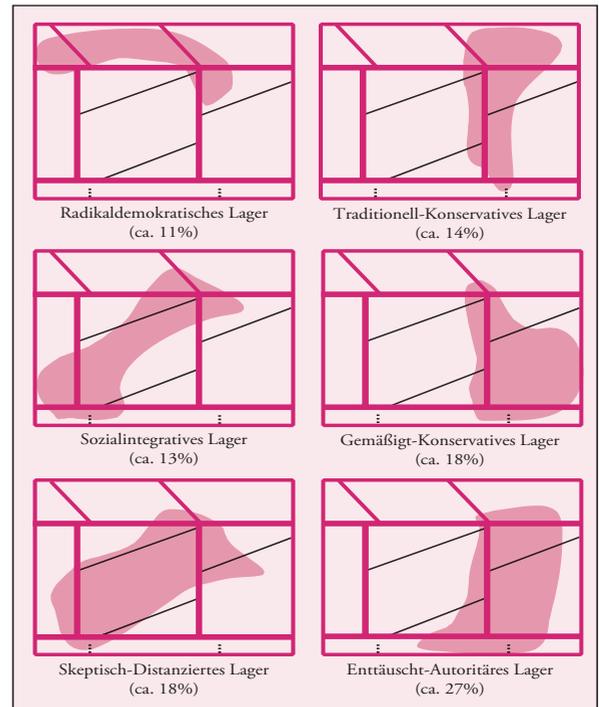
In detaillierten Befragungen konnte festgestellt werden, dass diese „Cleavages“ durchaus bis heute fortbestehen, auch wenn viele intermediäre, kohäsionsstiftende Institutionen nicht mehr direkt an die Lager gebunden sind.¹³ Trotz gewisser Verschiebungen entsprechen sie noch den klassischen konservativen, liberalen, sozialdemokratischen, rechts-populistischen und heute auch postmaterialistischen Vorstellungen der Sozialordnung. Unterschieden werden können sechs grundlegende „Lager“ mit je eigenen „Ordnungsmodelle“.

¹² Vgl. Seymour Martin Lipset/Stein Rokkan (Eds.), *Party Systems and Voter Alignments*, New York 1967; Rainer Lepsius (1993 [1966]), *Parteiensystem und Sozialstruktur*, in: ders., *Demokratie in Deutschland*, Göttingen, S. 25–50.

¹³ Die Ordnungsmodelle sind, für Westdeutschland, 1991 zum ersten Mal auf der Grundlage einer großen repräsentativen Stichprobe empirisch gewonnen worden (differenziert dargestellt in: M. Vester u. a. (Anm. 4), S. 58–64, 249 f., 427–491). Nachfolgende Befragungen haben, auch für Ostdeutschland, bestätigt, dass es sich um lang anhaltende Grundüberzeugungen handelt; vgl. u. a. Michael Vester, *Milieus und soziale Gerechtigkeit*, in: Karl-Rudolf Korte/Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Deutschland-Trend-Buch*, Opladen 2001 S. 160–171.

dellen“. Unsere – wieder stark vereinfachende – *Abbildung 2* zeigt, dass sie sich schwerpunktmäßig im Raum der Milieus verorten lassen. Allerdings überschneiden sich, wie erwartet, Milieugrenzen.

Abbildung 2: Die gesellschaftspolitischen Lager im Raum der Milieus



Im rechten Teil des sozialen Raums liegt eine noch relativ intakte Formation von zwei konservativen Lagern, die Hochburgen der CDU/CSU und des rechten Flügels der SPD sind. Nach dem konservativen Modell sozialer Gerechtigkeit können alle sozialen Gruppen Solidarität beanspruchen, aber nicht in gleichem Maße, sondern hierarchisch abgestuft nach Besitz, Bildung, Geschlecht und Ethnie. Das Modell folgt dem Patron-Klient-Muster: Loyalität muss durch paternalistische Fürsorge vergolten werden. Das Lager der *Gemäßigt Konservativen*, mit Schwerpunkt bei den kleinbürgerlichen Arbeitnehmern, legt das Modell eher arbeitnehmerisch aus. Verletzt etwa der Patron seine Fürsorgepflicht, so sind unter anderem auch gewerkschaftliche Kampfmittel berechtigt. Auch hat sich ein Drittel dieses Lagers moderneren und toleranteren Lebensstilen zugewandt. Dies übt Druck aus auf das Lager der *Traditionell-Konservativen*, das in der Rolle des ‚Patrons‘ ist.

Im linken Teil des sozialen Raums finden sich zwei arbeitnehmerische Lager, die Hochburgen der SPD

und des sozialen Flügels der CDU/CSU sind. Das Lager der *Sozialintegrativen* tritt für gleiche Rechte aller sozialer Gruppen ein, das heißt sowohl für die „materielle“ Verteilungsgerechtigkeit für Arbeitnehmer und Unterprivilegierte als auch für die „postmateriellen“ Rechte der Zivilgesellschaft, der Frauen, Ausländer, der Natur usw. Das Lager stützt sich auf die moderne Reformintelligenz, die nicht nur oben, sondern auch in den mittleren Milieus der Sozialberufe, der Gewerkschaften und der Kirchen verankert ist. Damit ist es räumlich und moralisch einem anderen Lager nahe, den *Skeptisch Distanzierten*, die vor allem aus den Volksmilieus der Facharbeit kommen und ein Modell der Solidarität auf Gegenseitigkeit vertreten. Wer zu Produktivität und Sozialstaat beiträgt (und wer unverschuldet in Not ist), soll auch daran teilhaben. – Beide Lager sind in ihren Vorstellungen von Solidarität von der Politik der Volksparteien stark enttäuscht.

Ein drittes Paar von komplementären Lagern entspricht dem ideologischen Gegensatz von „Elite“ und „Masse“ oder „ideell“ und „materiell“. Das Lager der *Radikaldemokraten*, links oben im sozialen Raum, vertritt die postmateriellen Ideale, während es für materielle Ungleichheiten eher unsensibel ist. Wirtschaftsliberale Akzente sind hier stärker als sozialliberale. Das Lager ist daher Hochburg der „Grünen“ und eines gewissen progressiven Neoliberalismus. Dass es kaum Anhänger unterhalb der oberen Milieus hat, liegt offensichtlich an einer elitistischen Ideologie, die die eigene höhere Position mit einer puritanischen Arbeitsethik rechtfertigt, die den Volksmilieus abgesprochen wird. Ihm entgegengesetzt ist das Lager der *Enttäuscht Autoritären*, mit beklemmenden 27 %. Es vereint Verlierer der ökonomischen Modernisierung, insbesondere ältere, aber teilweise auch jüngere Milieus mit wenig Bildungskapital und unsicheren Zukunftsperspektiven. Sie verarbeiten ihre Ausgrenzung – anders als die demokratische Mitte – nach autoritärem Muster, mit Ressentiments gegen Ausländer, alles Moderne und die Politiker, die ihre Fürsorgepflichten vernachlässigen. Aus Realismus wählen sie meist CDU/CSU und SPD. Regionalwahlen zeigen aber, dass – wie in anderen Ländern Europas – rechtspopulistische Parteien bis zu 20 % Proteststimmen gewinnen können.

Wandel der Parteienkonstellationen

Die Wahlniederlage der Volksparteien vom September 2005 war nur für diejenigen ein Schock, die auf die Meinungsumfragen gesetzt hatten. Diese hatten der CDU/CSU noch im Juli mehr als 40 %, der SPD um 30 % vorausgesagt. Das Wahlergebnis sah dann aus wie ein kurzfristiger „swing“ von

der Union (35,2 %) zur SPD (34,2 %). Dies schien die These von den „sprunghaften Wechselwählern“ zu bestätigen, erwies sich aber bei näherer Analyse der Wählerwanderungen als optische Täuschung. Die Umfrageinstitute hatten offenbar die 28 % Unentschlossenen falsch interpretiert. Sie hielten sie nicht für enttäuschte Stammwähler, sondern für ungebundene Wechselwähler. Die Unentschiedenen haben dann jedoch nicht die CDU symmetrisch gestärkt, sondern überwiegend das ‚linke‘ Lager, in dem die politische Enttäuschung noch größer war.

Das Wahlergebnis bestätigt die Annahme langfristiger Bindungen an gesellschaftspolitische Ordnungsmodelle. Der nachhaltige Vertrauensverlust der Volksparteien ist bereits seit den achtziger Jahren an den Wahlergebnissen und an den Umfragedaten zur „politischen Verdrossenheit“ abzulesen.¹⁴ Schon in den neunziger Jahren lag die CDU einmal bei 35,1 % (1998) und die SPD einmal bei 33,5 % (1990) und ein anderes Mal bei 36,4 % (1994). Die Daten belegen keine Erosion, sondern eine langfristige Verschiebung der Parteipräferenzen, und zwar sowohl *zwischen* den großen Parteilagern wie *innerhalb* dieser. Das ‚bürgerliche‘ Lager ist nachhaltig um etwa 10 % auf 45 % geschrumpft, das „rot-grüne“ um etwa 6 %, auf etwa 51 % gewachsen, aber nicht zugunsten der SPD, sondern der „Grünen“ (auf 8,1 %) und der PDS/Linkspartei (auf 8,7 %). Die Zahl der Nichtwähler stieg von 10,9 % auf 22,3 % (1980–2005) bei den Bundestagswahlen und von etwa 18 % auf mehr als 40 % (2006) bei den Landtagswahlen. Zudem verbirgt sich in den 6 % der Splitterparteien ein rechtspopulistisches Potenzial.

Die Abwahl der rot-grünen Koalition war somit die Quittung für eine Politik der sozialen Asymmetrie, die vor allem Stammwähler in den Lagern der Arbeitnehmermitte verprellte. Dies hatten schon die hohen, bis zu zweistelligen Niederlagen bei vielen Landtagswahlen gezeigt. Die hohen Verluste der CDU/CSU können ebenfalls durch einen wirtschaftsliberalen Pfadwechsel, den Angela Merkel propagiert hatte, erklärt werden.

Die Bundestagswahl hat eine Parteienkonstellation geschaffen, die eine andere Dy-

¹⁴ Vgl. Oskar Niedermayer, *Die Parteien nach der Bundestagswahl 2002*, Opladen 2003.

namik der gesellschaftspolitischen Kräfte ermöglicht. Die alte Konstellation entsprach noch einem erweiterten Zweiparteiensystem, dominiert von der Konfrontation der beiden Großen, die – über die Stärkung der jeweiligen Opposition auf Länderebene – eine Blockierung gesellschaftspolitischer Alternativen nach sich zog. Die Konfrontation verstärkte den Disziplinierungsdruck nicht nur auf die kleinen Partner, sondern auch auf die inneren Flügel der Volksparteien. Die kleinen Partner und die Flügel sind aber die Repräsentanten der feiner fraktionierten gesellschaftlichen Strömungen, die sich im korporativen Politikfeld, in intermediären Bewegungen, Institutionen, Verbänden und Teilöffentlichkeiten, organisieren. Sie sind dem Druck sozialer Strukturveränderungen stärker ausgesetzt und reagieren auf diese zwar auch meist verspätet, aber doch reger als die zentrale Politik.

Neue historische Kompromisse, die Modernisierung und soziale Balance verbinden, sind trotz der Verschiedenheit der Lager möglich. Sie enthalten durchaus einen potenziellen gemeinsamen Nenner. Dessen Kern bilden mit 49 % die Solidaritätsmodelle der drei Lager der arbeitnehmerischen Mitte: der „Sozialintegrativen“, der „Skeptisch-Distanzierten“ und der „gemäßigt Konservativen“. Solidarität und Eigenleistung gehören für diese Lager zusammen und können nicht – wie in neoliberalen oder protektionistischen Sozialmodellen – gegeneinander ausgespielt werden. Allerdings teilen sich die Solidaritätsmodelle horizontal in eine ständische Untergruppe, die u. a. von den konservativen Gewerkschaftern in der CDU (Arbeitnehmerflügel) und in der SPD („Seeheimer Kreis“) vertreten wird, und eine modernere Untergruppe, die u. a. von der SPD-Linken („Demokratische Linke 21“) repräsentiert wird.

Die Große Koalition bietet die Chance, dass diese beiden Lager an einem Strang ziehen. Diese bietet sie freilich auch ihren Gegnern in den konservativen, liberalen und technokratischen Parteiflügeln. Die Chance eines neuen historischen Kompromisses bestünde zudem in potenziellen vertikalen Aushandlungsprozessen, dass das Traditionell-konservative Lager nun mit am Koalitionstisch sitzt. Der in einer Großen Koalition denkbare neue historische Kompromiss könnte auch auf die übrigen Lager ausstrahlen.

Haupthindernis ist die – im internationalen Vergleich – übertrieben restriktive Haushalts- und Einkommenspolitik, welche die Inlandsnachfrage übermäßig dämpft. Ein dringend erforderlicher modernisierter Keynesianismus wird sich – wie vor achtzig Jahren in der letzten Weltwirtschaftskrise – nicht allein deshalb durchsetzen, weil Experten entsprechende Blaupausen vorlegen. Er kann sich nur, wie damals, neu entwickeln, wenn der alltagspraktische Druck von unten, die Dämpfung der Nachfrage zu beenden, zunimmt. Jeder Euro, der zusätzlich für Lernende, Kranke, Alte, Infrastrukturen und alle anderen vorgeblich kostentreibenden Zwecke ausgegeben wird, kehrt in Wirklichkeit als Nachfrage auf den Markt zurück. Im Dienstleistungssektor liegen, wie das Beispiel anderer Länder zeigt, die größten Potenziale für eine Erholung der Beschäftigung.

Es kann sich dabei als Illusion erweisen, nur auf den Konkurrenzdruck der Linkspartei, die der SPD sicherlich mehr Wählerinnen und Wähler abspenstig machen kann als bisher, oder gar auf eine spätere Linkskoalition zu setzen. Ein Machtkartell der Volksparteien mit seiner überwältigenden Mehrheit dürfte es sich durchaus leisten können, nach rechts und links immer wieder Stimmen zu verlieren und doch weiterzuregieren. Es ist nicht auszuschließen, dass eine konservativ-technokratische Koalition für einige Zeit eine revidierte „soziale Marktwirtschaft“ institutionell sichern kann. Das Machtzentrum der Koalition liegt bei den Repräsentanten der konservativen Arbeitnehmersmilieus in allen Volksparteien. Deren Konzept ist nicht soziale Chancengleichheit, aber doch die Gewährleistung einer gewissen sozialen Sicherheit für die Mehrheit der Milieus in Gestalt einer hierarchisch gestuften Ordnung, unterschichtet von einer unterprivilegierten Klasse, wenn diese die kritische Größe des „submerged fifth“¹⁵ nicht überschreitet. Die Erwartung, die konservative Abmilderung krasser sozialer Polarisierungen würde den sozialen Frieden auf Dauer sichern, wird sich nicht erfüllen. Denn die modernen Milieus brauchen mehr als eine Rückkehr in die sichere, aber bevormundende Hierarchie der fünfziger Jahre.

¹⁵ Michael Harrington, Das andere Amerika. Die Armut in den Vereinigten Staaten, München 1964.

Carsten Ascheberg

Milieuforschung und Transnationales Zielgruppenmarketing

Auch wenn sich heute in zahlreichen betrieblichen Marketing- und Media-Plänen nach wie vor rein demografisch definierte Zielgruppen finden – bestenfalls garniert durch einige isolierte lebensstilistische Merkmale, ist es mittlerweile eine Binsenweisheit des Zielgruppenmanagements (die zu wiederholen man sich fast scheut), dass demografische Variablen Konsumverhalten und Markenpräferenzen nicht ausreichend erklären können. Seine Zielgruppen tatsächlich zu kennen, bedeutet zu verstehen, welche

Carsten Ascheberg

Dipl.-Soz., geb. 1965; Geschäftsführender Gesellschafter des SIGMA-Instituts Mannheim, Quadrat O 6, 8, 68161 Mannheim.
sigma@sigma-online.com
www.sigma-online.com

Alltagsgewohnheiten, Umgebungsbedingungen, Motive und Bedürfnisse, vor allem aber: welche grundsätzlichen Werte, Lebensziele, Einstellungen und ästhetischen Orientierungen das individuelle Verhalten prägen. Wird darauf verzichtet, kann man in den meisten Fällen nicht befriedigend beantworten, warum ein Produkt, eine Marke bevorzugt oder abgelehnt werden, zu welchem Lebensleitbild die Markenpositionierung passt, wo Chancen für Wachstum liegen oder woher Risiken drohen. Auch an der Intensität der Produktnutzung, die zusätzlich zur Demografie gerne als Indikator genutzt wird, um Zielgruppen zu beschreiben, lassen sich solche Wachstums- oder Erosionschancen nur bedingt ablesen. Denn Markenpräferenzen bzw. Kaufakte sind mehr denn je ein Reflex der *soziokulturellen Identität der Menschen*. Deren Werte, sozial- und gesellschaftspolitischen Grundeinstellungen (z. B. Umwelt- oder Gesundheitsbewusstsein), Lust, sich von anderen zu unterscheiden oder sich anzupassen, demonstrieren die Identifikation mit vorgegebenen oder eigenen

Ansprüchen, das Bekenntnis zum Genuss oder die Lust an der Verweigerung etc. Selbst unter Billigstangeboten kann man heute schließlich wählen.

Alltagsbewusstsein und Alltagsverhalten in hoch entwickelten Konsumgesellschaften – und nicht nur dort, wie wir feststellen konnten – werden nicht mehr, genauer: nicht mehr in erster Linie, durch schichtbezogene Variablen (z. B. Einkommen, Beruf, Lebensstandard, sozialer Status usw.) bestimmt, sondern vielmehr durch die alltagsästhetischen Beziehungswahlen der Menschen und durch die grundlegenden – und außerordentlich vielfältigen – Wertorientierungen, auf die sie schließen lassen. Mehr noch: Soziokulturelle und alltagsästhetische Identitätsfindungen entscheiden heute nicht nur über Lebensweise, Kommunikationsmuster, Konsumziele, etc. des Einzelnen und von Gruppen, sondern prägen zunehmend auch die strukturellen Merkmale von Gesellschaften.

Ausgangspunkt: Die Sozialen Milieus von Ueltzhöffer/Flaig

Um derartige Strukturmuster und ihre Auswirkungen auf das Alltagsleben der Menschen, auf Wirtschaft, Politik, Kultur und Konsum, im Grunde auf alle Lebensbereiche, sozialwissenschaftlich analysier- und beschreibbar zu machen, haben Jörg Ueltzhöffer und Berthold Flaig in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre den Ansatz der Sozialen Milieus entwickelt und Anfang 1980 ein entsprechendes Gesellschaftsmodell entworfen: das *Modell der Sozialen Milieus*.¹

Was die beiden Heidelberger Sozialwissenschaftler damals nicht ahnen konnten: Ihr Milieumodell bedeutete nicht nur für die empiri-

¹ Das Modell der Sozialen Milieus wurde von Ueltzhöffer und Flaig im Rahmen eines für privatwirtschaftliche Auftraggeber erstellten Projektberichts geschaffen (Jörg Ueltzhöffer/Berthold Flaig, *Lebensweltanalyse: Explorationen zum Alltagsbewusstsein und Alltags Handeln, masch.*, Heidelberg 1980) und der Öffentlichkeit später zunächst unter dem Namen „Sinus-Milieumodell“ bekannt; vgl. Jörg Ueltzhöffer/Berthold Flaig, *Spuren der Gemeinsamkeit? Soziale Milieus in Ost- und Westdeutschland*, in: Werner Weidenfeld (Hrsg.), *Deutschland – Eine Nation – Doppelte Geschichte*, Köln 1993, S. 63 f.; Berthold Flaig/Thomas Meyer/Jörg Ueltzhöffer, *Alltagsästhetik und Politische Kultur*, Bonn 1999³, S. 51 ff.

sche Markt- und Sozialforschung eine Art Zeitenwende, sondern erweiterte das soziologische Verständnis nachindustrieller Gesellschaften und deren spezifische Veränderungsdynamik überhaupt. Es hat seither in Wirtschaft und Wissenschaft nicht nur hohe Resonanz, sondern auch zahlreiche Nachahmer gefunden. Erster Kunde des Modells überhaupt war mit BMW ein Unternehmen der Automobilindustrie, die in den Folgejahren immer zahlreicher auf dessen Leistungsfähigkeit setzen sollte. Heute beteiligen sich fast alle großen internationalen Automobilhersteller aus Europa, Asien, Amerika an der weltweiten SIGMA-Milieuforschung. Sie lässt sich an nahezu allen Punkten der betrieblichen Wertschöpfungskette erfolgreich einsetzen, beispielsweise für Produktentwicklung, Produkttests und -kliniken, Design, Marktsegmentierung, Lifecycle-Management, Markenführung, Zielgruppen-Marketing, werbliche Kommunikation etc.¹²

Was sind nun aber Soziale Milieus? „Soziale Milieus beschreiben“ – ich folge hier Ueltzhöfers Darstellung der theoretischen Grundlagen seines Modells – „Menschen mit jeweils charakteristischen Einstellungen und Lebensorientierungen. Sie fassen, ganz allgemein gesprochen, soziale Gruppen, also Menschen, zusammen, deren Wertorientierungen, Lebensauffassungen und Lebensweisen ähnlich sind. Die Milieuanalyse zielt dabei auf den *ganzen* Menschen, versucht also nicht, wie etwa die Klassen- oder Schichtanalyse, ein einziges oder einige wenige *objektive* Merkmale typisierend zu verdichten. Umgekehrt isoliert sie auch nicht ein einziges oder einige wenige *subjektive* Merkmale des Konsums, Geschmacks oder des Lebensstils, um die Sozialwelt als strukturlose Agglomeration von Individuen und Subkulturen erscheinen zu lassen. Sie sucht vielmehr alle jene – subjektiven wie objektiven – Merkmale empirischer Analyse zugänglich zu machen, die die soziokulturelle Identität des Einzelnen konstituieren (Wertorientierungen, Lebensziele, Arbeitseinstellungen, Freizeitmotive, unter-

schiedliche Aspekte der Lebensweise, alltagsästhetische Neigungen usw.).“¹³

Modellbedingungen für das Marketing: Alltagsnähe, Stabilität, Dynamik

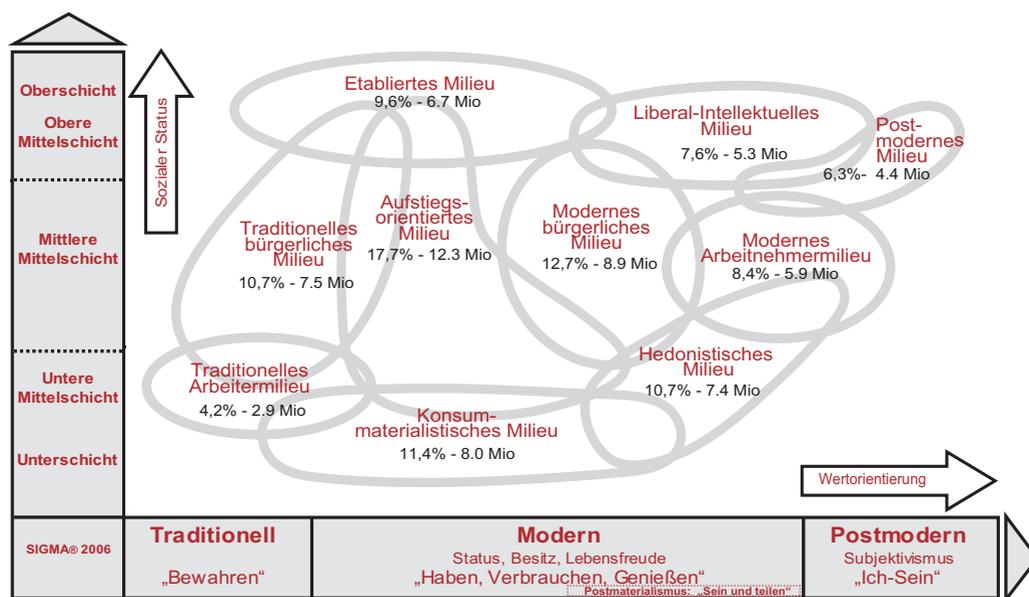
Gerade seine Fähigkeit, sowohl die Stabilität gesellschaftlicher Strukturen – Menschen ändern ihre grundlegenden Wertorientierungen und lebensweltkonstitutiven Zusammenhänge nicht im Jahresrhythmus – als auch deren spezifische Veränderungsdynamik abzubilden, machte das Ueltzhöffer-Flaigsche Milieumodell zu einem der international erfolgreichsten Ansätze der soziokulturellen Marktsegmentierung. Das ursprüngliche Milieumodell wurde daher auf der Grundlage umfangreicher qualitativer wie auch quantitativer Erhebungen kontinuierlich weiterentwickelt. Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses standen (und stehen) immer die Veränderungen der Alltagswelt (Arbeitsalltag, Freizeit, Urlaub, Konsum etc.) und deren *subjektive* Interpretation durch die Menschen selbst. Es gehörte zur methodischen Besonderheit der Milieuforschung von Anfang an, den Menschen durch nicht-direktive narrative Interviews möglichst frei und unbeeinflusst die Möglichkeit zu geben, ihre subjektive Wirklichkeit darzustellen. Sie erzählen selbst, was in ihrem Leben von Bedeutung ist, was sie nur am Rande interessiert oder überhaupt nicht. Sie beschreiben die Alltagswelt aus ihrer Perspektive, öffnen die Tür zu ihrer Wohnung, um zu zeigen, wie sich ihre subjektive Lebenswelt ästhetisch abbildet (davon legen wir in allen Ländern, die wir nach Sozialen Milieus segmentieren, umfassende Fotodokumentationen an) – und liefern damit die Grundlage für die Entwicklung länderspezifischer Statement-Batterien (den so genannten „Milieu-Indikatoren“), mit deren Hilfe man große repräsentative Stichproben nach Milieuzugehörigkeit segmentieren kann.

Auf diese Weise identifizierte Ueltzhöffer beispielsweise bereits Mitte der achtziger Jahre ein damals neu entstehendes Milieu, das

¹² Zur Relevanz der Milieuforschung für das Marketing als Beispiele für viele: Heribert Meffert, Marketing. Grundlagen marktorientierter Unternehmensführung, Konzepte – Instrumente – Praxisbeispiele, Wiesbaden, 1998⁸, S. 192 ff. und Silke Vogelsang, Der Einfluss der Kultur auf die Produktgestaltung, Köln 1999, S. 198 ff.

¹³ Jörg Ueltzhöffer, Europa auf dem Weg in die Postmoderne. Transnationale soziale Milieus und gesellschaftliche Spannungslinien in der Europäischen Union, in: Wolfgang Merkel/Andreas Busch (Hrsg.), Demokratie in Ost und West, Frankfurt/M. 1999, S. 629 ff.

Abbildung 1 – Die SIGMA Milieus in Deutschland 2006¹⁴



„Neue Arbeitermilieu“ (heute: „Modernes Arbeitnehmermilieu“), in welchem sich frühzeitig die veränderte Alltagswelt der heraufziehenden IT-Gesellschaft manifestierte. Es bildete das erste Update des ursprünglichen Modells. Später erfolgte die Integration des „Modernen bürgerlichen Milieus“ ins Modell. Beide Milieus zusammen repräsentieren den *Modernen Mainstream* der deutschen Gegenwartsgesellschaft, der für das Konsumgüter-Marketing so bedeutsam werden sollte.

Die Aufnahme des „Postmodernen Milieus“ ins Modell, einer neuen urbanen Lifestyle-Avantgarde, verwies bereits Anfang der neunziger Jahre auf eine säkulare gesellschaftliche Veränderungsdynamik (sie hält immer noch an), die unsere Trendforschung als „Postmodernisierung der Alltagswelt“ beschrieb. *Abbildung 1* gibt die gegenwärtigen Milieustrukturen in Deutschland, einschließlich der derzeitigen Milieugröße, wieder.

¹⁴ Alle hier wiedergegebenen Texte und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des SIGMA-Instituts unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Etabliertes Milieu

Konservatives Elitemilieu mit traditioneller Lebensführung. Selbstverständnis als Führungsschicht und Leistungsträger-Bewusstsein.

Die Angehörigen des Etablierten Milieus sehen sich häufig als Wahrer kultureller und moralischer Werte und Traditionen. Ihr nicht selten hoher sozialer Status wie auch ihr Selbstverständnis als wirtschaftliche und gesellschaftliche Elite kulminiert in einem gleichsam „natürlichen“ gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Führungsanspruch.

Wichtig: distinguiertes Lebensstil, gute Umgangsformen, Understatement und Diskretion.

Traditionelles bürgerliches Milieu

Milieu, das an traditionellen Werten, Moralvorstellungen, sozialen Regeln und Konventionen festhält.

Zusammen mit dem Traditionellen Arbeitermilieu bildete das Traditionelle bürgerliche Milieu über Jahrzehnte gleichsam den natürlichen Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft. Heute hat es diese Rolle längst an modernere Milieus abgetreten. Mit rund 11 Prozent der deutschen Wohnbevölkerung im Alter von 16 Jahren und älter (16+) stellt diese Lebenswelt aber nach

wie vor eine wichtige – finanziell nicht selten gutsituierte – Zielgruppe im Markt dar.

Wichtig: geordnete finanzielle und familiäre Verhältnisse, Sicherheit, angemessener (bürgerlicher) Lebensstandard.

Traditionelles Arbeitermilieu

Industriegesellschaftlich geprägtes Arbeitermilieu, teilweise noch mit starker gewerkschaftlicher Bindung. Häufig sozial und politisch autoritär eingestellt (Verteidigung des Erreichten).

Mitgliedschaft im Arbeitersport- oder Taubenzüchterverein, selbstverständlich in der Gewerkschaft, der beschaulich-geregelte Feierabend in zahllosen Vereinsgaststätten, Schrebergärten und Laubenkolonien am Rande der großen Industriequartiere – die Welt des Traditionellen Arbeitermilieus, ein Jahrhundert lang festgefügt, löst sich allmählich auf – wie die Industriegesellschaft, die sie hervorbrachte.

Wichtig: materielle und soziale Sicherheit, Solidar- und Gemeinschaftswerte, bescheidener Wohlstand.

Konsum-materialistisches Milieu

Milieu der wirtschaftlich und sozial Randständigen mit geringen Chancen am Arbeitsmarkt nachindustrieller Gesellschaften: Alte wie auch neue Armut.

Dem Zauber der Schönen, Reichen und Berühmten der Regenbogenpresse, die man hier besonders schätzt, steht das zumeist von materiellen Sorgen geprägte Alltagsleben des konsum-materialistischen Milieus gegenüber. Es ist mehr als 10 Prozent der Wohnbevölkerung 16+ eines der zahlenmäßig stärksten Milieus in Deutschland, das durch die gesamtwirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre zudem an Bedeutung gewonnen hat.

Wichtig: sozial und wirtschaftlich den Anschluss an den gesellschaftlichen Mainstream nicht verlieren, Geld und Konsum.

Aufstiegsorientiertes Milieu

„New Money“: Erreichen des Lebensstandards „gehobener Schichten“ als Maßstab für Erfolg. Das Erreichte stellt man gerne zur Schau (nicht selten auch über den limits des eigenen Geldbeutels).

Ob Joop, Ebel, Gucci, Mercedes-Benz oder BMW – die Welt der Aufstiegsorientierten ist die Welt renom-

mierter Marken, Edel-Konsum ein natürlicher Bestandteil ihrer Alltagswelt. Beruflicher Erfolg steht auf ihrer Werteskala ganz oben, ist aber kein Selbstzweck, sondern ermöglicht einen aufwändigen Lebensstil mit Fernreisen und Nobelsportarten, Luxusartikeln und Designergöbeln. Aus Marketingsicht gehören die Aufstiegsorientierten zu den interessantesten Zielgruppen für Premium-Marken. In Deutschland gehören über zehn Millionen Menschen zu diesem konsumfreudigen und vielfach besonders kaufkräftigen Milieu.

Wichtig: Prestige, Zugehörigkeit zu den „Reichen und Schönen“, Luxuskonsum.

Liberal-Intellektuelles Milieu

Liberales Bildungsbürgertum und moderne Funktionseliten mit postmaterialistischer Orientierung. Hoher Stellenwert von Selbstverwirklichung und Ich-Identität in Beruf und Freizeit. Ablehnung von Äußerlichkeitswerten (man schätzt aber das Edle, Echte, Auserlesene).

Gediegene Altbauwohnung, gepflegter Lebensstil – und zu Jahresende eine Spende für amnesty international. Liberal-Intellektuelle schätzen sinnstiftenden Genuss auf hohem Niveau und politisches Engagement gleichermaßen.

Wichtig: Verantwortungsbewusster Umgang mit sich und der Welt, soziale Gerechtigkeit, ökologische und politische Korrektheit.

Modernes bürgerliches Milieu

Harmonieorientiertes Milieu, man strebt ein ausgeglichenes, angenehmes und behütetes Leben an, ohne Risiken und Extreme, hoher Stellenwert von sozialen Beziehungen.

In dieser Lebenswelt schlägt heute das Herz Deutschlands. Bodenständig, häuslich und modern zugleich, bilden sie den etwas konventionelleren Flügel des Modernen Mainstream. Thema Nummer Eins: Familie und Kinder – darum kreist das Leben und Denken dieses Milieus ganz entscheidend.

Wichtig: Lebensqualität, Sicherheit, materielles wie auch emotionales Wohlergehen, die soziale Mitte als selbstverständlicher Platz in der Gesellschaft.

Modernes Arbeitnehmersmilieu

Vielfach jüngere blue-, white- und no-collars in „neuen“ Branchen (IT, moderne Dienstleistungen). Aufgeschlossen für Neues (Erfahrungen, Erlebnisse, Lebensweisen, Konsum).

Jung, flexibel, ambitioniert, konsumfreudig, so zeigen sich die meisten Angehörigen dieses für das Lifestyle-Verständnis im modernen Mainstream so wichtigen Milieus. Aber Vorsicht! Kaum ein Milieu ist so wenig markentreu wie das Moderne Arbeitnehmermilieu.

Wichtig: Lebensfreude (Ausgleich zwischen Arbeit, Freizeit und Familie), soziale Kontakte, individualisierter Konsum.

Hedonistisches Milieu

Jugendkulturelles, ausgesprochen konsum-hedonistisch eingestelltes Milieu mit unkonventionellen Lebensformen. Eskapismus und Stilprotest als Wege zur Identität. Nährboden neuer Moden und Geschmackskulturen.

Freiheit, Ungebundenheit und Spontaneität (sich von niemandem etwas vorschreiben lassen) sind zentrale Werte dieses Milieus. Normen, Konventionen und Verhaltenserwartungen der Gesellschaft (Eltern, Lehrer, Ausbilder, Chefs) werden – teilweise aggressiv – zurückgewiesen. Die ständige Suche nach Kommunikation, Abwechslung und Unterhaltung prägt die Freizeit- und Konsumansprüche. Man möchte das Leben genießen, intensiv leben, aus den Zwängen des Alltags ausbrechen.

Wichtig: Coolness, „Fun and Action“, Abwechslung, starke Reize.

Postmodernes Milieu

Junges, formal zumeist hoch gebildetes Avantgarde-Milieu mit Schwerpunkt in den Metropolen. Lebensstil-Trendsetter mit radikal subjektivistischer Lebensphilosophie: Der Einzelne als „Ingenieur“ seines persönlichen Universums.

Sie sind selbstbewusste Lifestyle-Architekten, die sich ohne Bauanleitung aus ihrem individuellen „construction kit“ einen Lebensstil nach ihrem persönlichen Maß schneiden. Hier wird die (postmoderne) Freiheit des „anything goes“ gepflegt (ausgenommen: der „Durchschnittsgeschmack“), die traditioneller gestimmten Menschen manchmal den Angstschweiß auf die Stirn treibt.

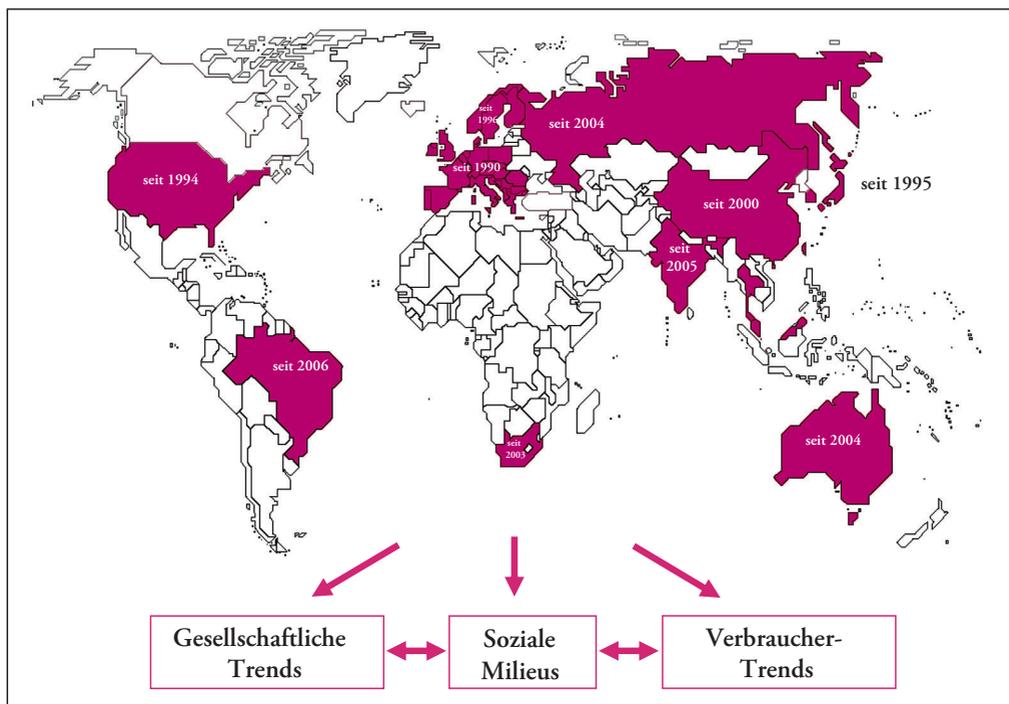
Wichtig: Identität von Ich und Außenwelt (z. B. Marken, Produkte), Toleranz von Widersprüchen, multiple Identitäten.

An ein Modell, das die Basis bildet für längerfristige Produktentwicklungen und Mar-

ketingstrategien, sind besonders hohe Anforderungen zu stellen. Vor allem müssen die Zielgruppen sich über die Zeit als trennscharf und stabil erweisen. Eine im Auftrag der BMW-Marktforschung von SIGMA durchgeführte Panel-Studie erbrachte dafür den erforderlichen empirischen Nachweis. Dabei wurden 2000 Personen, die 1999/2000 befragt und nach Milieus klassifiziert worden waren, fünf Jahre später noch einmal angeschrieben, neu nach Milieuzugehörigkeit klassifiziert und gleichzeitig ausführlich nach den Veränderungen ihrer Lebensumstände befragt. Erfreulicherweise machten mehr als vier Fünftel der angeschriebenen Personen dabei mit. Wie zu erwarten, hatten sich in vielen Fällen die Lebensumstände zum Teil dramatisch verändert: Menschen ließen sich scheiden, kämpften mittlerweile ungeplant mit wirtschaftlichen Problemen oder hatten schneller Karriere gemacht als erwartet, waren mittlerweile allein oder hatten in der Zwischenzeit Haus, Garten und Familie erworben. Und dennoch: Bei rund drei Viertel der Personen waren die Werteorientierung und damit die Einordnung in das jeweilige Soziale Milieu stabil geblieben, die anderen wechselten überwiegend in unmittelbare Nachbarmilieus.

Die Zugehörigkeit von Personen zu bestimmten Milieus über die Zeit und damit die Stabilität der Milieus beweisen nicht nur die Praxisrelevanz des Modells, sondern sind auch die methodische und theoretische Voraussetzung, um dem betrieblichen Marketing als Basis für längerfristige Produktentwicklungen dienen zu können. Auf Computer-simulierte Zielgruppen, die sich permanent in Umfang und Interpretation ändern, kann niemand bauen. Die Kontinuität von Modell und Methode ist andererseits auch die Voraussetzung dafür, Abweichungen und Veränderungen in Einstellungen und/oder Verhalten schnell und mit größerer Sicherheit erkennen zu können. Sieben der acht Sozialen Milieus, die Jörg Ueltzhöffer und Berthold Flaig 1980 entworfen und in ihr ursprüngliches Milieumodell aufgenommen hatten, sind nach wie vor in unserem deutschen Milieumodell vertreten. Veränderte Größenordnungen, Werte, Einstellungs- und Verhaltensmuster reflektieren die wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit.

Abbildung 2 – Die globale Milieu-Forschung des SIGMA-Instituts



Globales Zielgruppenmanagement

Seit Anfang der neunziger Jahre haben wir bevölkerungsrepräsentativ quantifizierte Milieumodelle zunächst für die anderen großen EU-Märkte – Frankreich, Großbritannien, Italien, Schweden und Spanien – entwickelt, darüber hinaus 1994/95 für Japan und die USA. Heute betreibt SIGMA Milieuforschung auf allen Kontinenten und hat für insgesamt 26 Länder eigenständige Milieumodelle entwickelt (Abbildung 2).

Unsere Milieu-Instrumente gibt es heute in 24 Sprachen – außer in den bekannten west-, süd-, nord- und osteuropäischen Sprachen, den wichtigsten Sprachen Asiens, z. B. Chinesisch, Japanisch, Koreanisch, Thai, auch in Sprachen, die in der betrieblichen Marktforschung ansonsten nicht so häufig vorkommen, wie z. B. Afrikaans, Bengali, Hindi, Tamil etc. Dahinter steht der Wunsch – wie auch das methodische sine qua non des Milieu-Ansatzes –, die jeweiligen Lebenswelten möglichst unverfälscht zu erfassen und zu dokumentieren.

Gemeinsamkeiten erkennen

Die Milieuforschung systematisiert die überall vorfindbare lebensweltliche Vielfalt auf globaler Ebene. Es gilt, Trends so rechtzeitig – also so früh wie möglich – zu erkennen, dass ein Unternehmen mit adäquaten Angeboten darauf reagieren kann. Dies wiederum bedeutet, kleine bis kleinste Abweichungen vom gegenwärtigen Verhalten als zukünftige Norm festzustellen – ein Unterfangen mit ungeheurem Fehler-Risiko. Es lässt sich reduzieren, wenn diese (noch) kleinen Abweichungen auch aus anderen Ländern berichtet werden bzw. sich dort bereits weiter entwickelt haben.

Transnationale Milieuforschung muss verstehen, wie sich in unterschiedlichen Märkten vergleichbare Wertestrukturen und Konsumorientierungen abbilden lassen, wenn sie auch nicht mittels identischer Statement-Batterien, das heißt identischer Werte und Lebensstile, gefunden werden können. Ein postmoderner Japaner versteht und lebt seine Werte entsprechend seinen kulturellen Traditionen, den im Land dominierenden Lebensstilen und sicherlich nach den vorhandenen Möglichkeiten, so

wie sich der amerikanische Postmoderne entsprechend seiner sozialen Prägung und Umgebung anders darstellen mag als der deutsche. Es ist von entscheidender Bedeutung, die verbindende Wertestruktur zu erkennen und somit die über nationale und regionale Grenzen hinweg soziokulturell verwandten Zielgruppen, ohne dabei die für spezifische Marketingaufgaben notwendigen Informationen über nationale und regionale Besonderheiten auszulassen.

Weltweit operierende Hersteller wie beispielsweise die BMW Group, die Toyota Motor Corporation (TMC) oder der Volkswagen-Konzern (allesamt Kunden unserer globalen Milieuforschung) benötigen einen Zielgruppen-Ansatz, der dies leistet und sowohl die Besonderheiten nationaler und regionaler Märkte wie auch länder- und regionenübergreifende Marktstrukturen in Form transnationaler Zielgruppen-Segmente erschließt. Erkennt die Milieuforschung für bestimmte Gruppen nationaler Märkte in ausreichendem Maße marktconstitutive Gemeinsamkeiten, wie beispielsweise im Fall der wichtigsten europäischen Märkte, Japans und der USA, so lassen sich in der Tat transnationale Milieusegmente mit jeweils ähnlichen Wertorientierungen und Lebensstilen identifizieren. Innerhalb eines solchen Segmentes ist die kulturelle Übereinstimmung (hinsichtlich Wertorientierungen, Lebensweise, Konsummustern, politischen Grundeinstellungen usw.) nicht selten höher als zwischen – hinsichtlich Wertorientierungen und Lebensstil – weit auseinander liegenden Milieus ein- und derselben nationalen Gesellschaft. So haben wir beispielsweise für die großen Märkte der Europäischen Union elf transnationale europäische Milieusegmente identifiziert.¹⁵

High-Tech-Konsum: „Digital Divide“

Als eines von zahllosen möglichen Beispielen für die Erklärungskraft des Milieu-Ansatzes

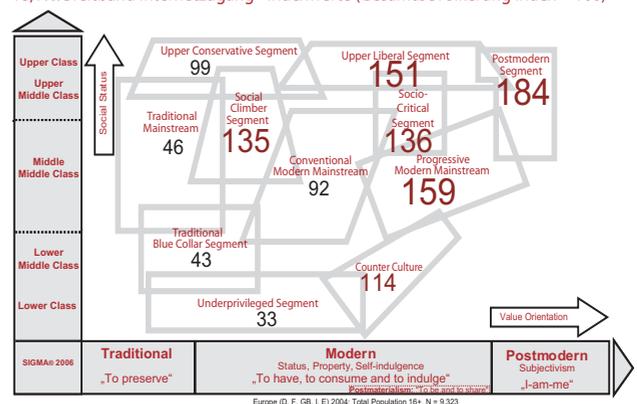
¹⁵ Die Zuordnung zu einem bestimmten Milieu-Segment erfolgt clusteranalytisch auf der Grundlage des subjektiven Antwortprofils jedes Befragten, das auf Länderebene mit Hilfe landesspezifischer Statementbatterien von jeweils ca. 50 Items, die unterschiedliche Muster der Wertorientierungen und des Lebensstils skalieren, ermittelt wird. Für jedes Land gibt es daher einen eigenen Algorithmus, der alle Fälle einer Stichprobe „ihrem“ Sozialen Milieu zuordnet.

im Marketing kann uns der Besitz unterschiedlicher Produkte der U- und IT-Elektronik in Europa (die Märkte Deutschlands, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens und Spaniens zusammen genommen), Japan und den USA dienen. Der japanische Markt führt in nahezu allen Produktkategorien, gefolgt vom amerikanischen. Verglichen mit diesen beiden Märkten liegen die europäischen Verbraucher beim High-Tech-Konsum weit zurück. Warum dies so ist und welche Schlussfolgerungen für das Marketing der Branche daraus zu ziehen sind, zeigt die Milieu-Analyse.

Untersucht man beispielsweise den Besitz von „Breitband-Internetzugang“ – die Unterschiede zwischen Europa auf der einen und Japan mit den USA auf der anderen Seite sind in diesem Produktfeld besonders deutlich ausgeprägt – im europäischen Markt vor dem Hintergrund der transnationalen europäischen Milieusegmente (SIGMA Transnational Consumer Cultures[®]), so zeigen sich dramatische Unterschiede: weit überdurchschnittliche Bereitschaft, sich dieser Zukunftstechnologie zu öffnen, in den modernen Milieus, das „grünem Konsum“ ansonsten überdurchschnittlich aufgeschlossene europäische Upper-Liberal-Segment eingeschlossen; weit unterdurchschnittliches Interesse in den traditionell orientierten Milieusegmenten. Dieses Beispiel belegt erneut nachdrücklich, dass eine rein Schicht-bezogene Analyse zu unzureichenden, wenn nicht falschen Einsichten geführt hätte. Die Milieuanalyse zeigt sich der Schichtanalyse überlegen (Abbildung 3).

Abbildung 3 – SIGMA Transnational Consumer Cultures[®] Europe

SIGMA Milieuforschung
Besitz von High-Tech-Produkten in Europa
18,1%: Breitband Internetzugang - Indexwerte (Gesamtbevölkerung Index = 100)



Wir diagnostizieren für die Kernmärkte der EU ein spezifisches Konsummuster, das wir „Digital Divide“ nennen, eine Art alltagskultureller Spaltung zwischen eher traditionell orientierten und modernen bzw. postmodernen Lebenswelten, wie wir sie im japanischen und amerikanischen Markt so ausgeprägt jedenfalls nicht vorfinden. Der unterschiedliche Zugang zu den globalen Wissenssystemen der nachindustriellen Gesellschaft wirkt nicht nur objektiv trennend, sondern ist offensichtlich auch eine Signifikanz der ihr eigentümlichen soziokulturellen Segmentierung.

Die Marktmacht des „richtigen“ Milieus

Wer braucht schon einen so kleinen PKW wie den MINI und ist zusätzlich in der Lage und bereit, für ein solches Fahrzeug vergleichsweise viel Geld auszugeben? Unsere Milieuforschung gab die Antwort: Kommunikative Zielgruppe sollte das Postmoderne Milieu sein, Volumenzielgruppe der „Progressive Modern Mainstream“. Das postmoderne Milieu ist der typische „Trendtreiber“, anzutreffen hauptsächlich in urbanen Zentren, mit den dazu gehörenden Parkplatzproblemen und dem notwendigen Selbstvertrauen, neue Konsumtrends zu setzen. Trendsetter alleine machen die Marke möglicherweise stark, aber nicht groß genug. Deshalb wurde die Zielgruppe in die gesellschaftliche Mitte hinein erweitert – aber immer noch postmoderner genug, um sich gegenüber konventionelleren Zielgruppen deutlich abzugrenzen.

Trends rechtzeitig erkennen

Trends entstehen nicht irgendwo und auch nicht einfach „in der Bevölkerung“, sondern benötigen üblicherweise eine bestimmte soziokulturelle Umgebung, entstehen also in ganz bestimmten Milieus, aus denen heraus sie sich dann verbreiten. Zu wissen, von welchem Milieu die Dynamik einer Gesellschaft ausgeht, macht es dem Marketing erheblich leichter, sich als Hersteller bzw. Absender einer Marke in diesem Milieu zu etablieren, um von deren Dynamik zu profitieren. Auch dabei ist es nicht überall dasselbe Milieu, das eine Gesellschaft prägt und/oder vorantreibt. Dennoch zeigt sich in Bezug auf neue Eliten zurzeit überall in der Welt die stärkere Kraft in jenen Lebenswelten, die man dem „Postmodernen Paradigma“ zuordnet:

– In Europa sind es die Angehörigen des Upper Liberal Segments, des Postmodern Segments und der Progressive Modern Mainstream, von denen die wichtigsten Trends ausgehen.

– In den USA sind die Trendschrittmacher die „Affluent Progressives“ und die „Emancipated Navigators“ sowie die „Aspiring Acquirers“, ein aufstiegsorientiertes Milieu, in dem man junge Angehörige ethnischer Minderheiten findet, die den „American Dream“ verwirklichen wollen.

– In Japan heißen die SIGMA Milieus®, in denen man zuerst über Trends Bescheid weiß: „Modan Rich“ (Modern Rich), „Shin-Shimin-ha“ (New Citizens) und „Young Tokai-ha“ (Young Urbanites).

Kennt man die Zielgruppe, dann kennt man auch den Lebensstil, die grundsätzlichen Einstellungen und Wertorientierungen, zu denen das Angebot passen muss. Diese Erkenntnisse sind allerdings noch keine Produkte. Man nutzte die Gelegenheit und ließ über das Internet die zukünftigen Nutzer tatkräftig mithelfen, ihre Wunschvorstellung Realität werden zu lassen: In einem kontinuierlichen Prozess justiert das MINI-Marketing mit Hilfe unserer Milieu-Segmentierung – online im Dialog mit dem Markt – die Produkt- wie auch die kommunikative Positionierung und die Ausstattung des Produkts selbst. Am Ende steht ein globaler Erfolg im Markt – was Wunder, dass es schließlich nicht nur „Liebe“ auf Seiten der Käufer, sondern auch innerhalb der BMW Group ist!

C. Albani · G. Blaser · M. Geyer ·
H. Bailer · N. Grulke ·
G. Schmutzer · E. Brähler

Innerdeutsche Migration und psychische Gesundheit

Migration (Wanderung, räumliche Bevölkerungsbewegung) bezeichnet die „räumliche Mobilität bzw. geografische Ortsveränderung von Menschen über eine

Cornelia Albani

PD Dr. med. habil., geb. 1966.
Cornelia.Albani@medizin.
uni-leipzig.de

Gerd Blaser

Dr. biol. hum. Dipl.-Psych.,
geb. 1962.
dr.gblaser@t-online.de

Michael Geyer

Prof. Dr. med. habil.,
geb. 1943.
Michael.Geyer@medizin.
uni-leipzig.de

Harald Bailer

Dr. biol. hum. Dipl.-Psych.,
geb. 1959.
harald.bailer@uni-ulm.de

Norbert Grulke

PD Dr. med. habil., Dr. rer. soc.,
geb. 1960.
norbert.grulke@uni-ulm.de

Gabriele Schmutzer

Dipl.-Math., geb. 1954.
gabriele.schmutzer@medizin.
uni-leipzig.de

Elmar Brähler

Prof. Dr. rer. biol. hum. habil.,
geb. 1946.
elmar.braehler@medizin.
uni-leipzig.de

bestimmte Mindestdistanz und für einen bestimmten Mindestzeitraum hinweg zur Errichtung eines neuen dauerhaften oder vorübergehenden Wohnsitzes.“¹

Aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive werden Migrationsprozesse in makroökonomischen Ansätzen als Resultante der Vor- und Nachteile des Ziel- und des Heimatortes betrachtet. Die „Push-Pull-Hypothese“ geht davon aus, dass bestimmte „Abstoßungsfaktoren“ (zum Beispiel schnelles Bevölkerungswachstum, Arbeitsknappheit, niedrige Entlohnung, schlechte Gesundheitsversorgung, Diskriminierung) einer Herkunftsregion in Kombination mit „Anziehungsfaktoren“ (zum Beispiel geringes Bevölkerungswachstum, hohes Arbeitsangebot,

hohe Entlohnung, ausreichender Wohnraum, ausreichende Gesundheitsversorgung, keine Diskriminierung,) einer Zielregion Wanderungsentscheidungen beeinflussen. Aus mikroökonomischer Perspektive wird davon ausgegangen, dass jeder Einzelne für sich eine individuelle Kosten-Nutzen-Analyse durchführt und sich zur Migration entschließt, wenn – ökonomisch ausgedrückt – „der erwartete Barwert seiner Migrationsrente positiv ist“². Eine solche Sichtweise reduziert den Sachverhalt auf eine rein ökonomische Betrachtung, lässt aber die psychischen (und andere nicht-monetären) Kosten außer Acht. Migrationsprozesse sind regelhaft mit Anpassungs-, Ein- und Umgewöhnungsprozessen verknüpft, die einerseits Chancen für persönliche Entwicklungen bieten, zum anderen aber auch zu Verunsicherung führen und Belastungen darstellen.

Dass Migration mit krankheitswertigen psychischen Problemen, etwa Depression und Schlafstörungen, einhergehen kann, ist für Zuwanderer von außerhalb Deutschlands umfangreich belegt.³ Für die Zusammenhänge

Weitere Angaben zu den Autorinnen und Autoren: C. Albani: Oberassistentin an der Klinik und Poliklinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin am Universitätsklinikum Leipzig; M. Geyer: Professor am Universitätsklinikum Leipzig und Klinikdirektor der Klinik und Poliklinik für Psychotherapie und Psychosomatische Medizin – alle beide: Universitätsklinikum Leipzig, Karl-Tauchnitz-Str. 25, 04107 Leipzig; G. Blaser: Psychologischer Psychotherapeut in eigener Praxis, Lampestr. 3, 04107 Leipzig; H. Bailer: Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Universitätsklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie Ulm; N. Grulke: Oberarzt, Universitätsklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie Ulm – beide: Frauensteige 14 a, 89075 Ulm; E. Brähler: Professor am Universitätsklinikum Leipzig und Leiter der Selbständigen Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie; G. Schmutzer: Selbständige Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie – alle beide: Universitätsklinikum Leipzig, Philipp-Rosenthal-Str. 55, 04103 Leipzig.

¹ Vgl. Berliner Institut für Weltbevölkerung und globale Entwicklung. Glossar der wichtigsten demographischen Begriffe. http://www.berlin-institut.org/pages/fs/fs_lexikon.html: Accessed 14. Nov., 2003, S. 7.

² N. Berthold/M. Neumann, Zehn Jahre Binnenmarkt: Wie frei ist der europäische Arbeitnehmer wirklich? (Wirtschaftswissenschaftliche Beiträge des Lehrstuhls für Volkswirtschaftslehre, Wirtschaftsordnung und Sozialpolitik, Nr. 67), Würzburg 2003 (Bayerische Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät).

³ Vgl. B. Kirkaldy/R. G. Siefen/U. Wittig/A. Schüller/E. Brähler/M. Merbach, Health and emigration: subjective evaluation of health and physical symptoms in

zwischen innerdeutscher Migration und psychischer Gesundheit gibt es bisher aber kaum empirische Befunde. Vorliegende Untersuchungen zu innerdeutschen Migrationsbewegungen scheinen nur den von Ost- nach Westdeutschland zugewanderten Personen gewidmet zu sein,¹⁴ möglicherweise, weil vergleichsweise weniger Personen von West- nach Ostdeutschland migrierten: 2,035 Millionen Menschen sind zwischen 1991 und 2003 von den neuen in die alten und 1,19 Millionen von den alten in die neuen Bundesländer gezogen.¹⁵ Dabei bleibt allerdings offen, wie hoch der Anteil von Re-Migranten und Migranten¹⁶ ist.

Berth, Förster und Brähler begleiteten in ihrer Sächsischen Längsschnittstudie in (fast) jährlichem Abstand seit 1987 damals 14-jährige SchülerInnen aus der DDR (n = 1 407), wobei seit 1995 die Migration aus den ost- in die westdeutschen Bundesländer mit erhoben wurde (n = 271–325).¹⁷ Als Hauptmotiv für die Migration erwies sich die schwierige Situation auf dem Arbeitsmarkt in Ostdeutschland. Die in die westdeutschen Bundesländer migrierten Befragten zeigten sich zuversichtlicher und lebenszufriedener als die nach wie vor im Osten lebenden, sie waren sozial integriert und nur die wenigsten beabsichtigen, nach Ostdeutschland zurückzukehren. Insgesamt zeigt sich, dass für die untersuchten jungen (!) Ost-West-Migranten Migration zu einem besseren Befinden führte.

Gunkel und Priebe untersuchten drei Gruppen von kurz nach der Maueröffnung nach West-Berlin umgezogenen Personen:¹⁸

Russian-speaking migrants, in: *Stress and Health*, (2005) 21, S. 295–309.

¹⁴ Vgl. B. Hantsche, *Mobilität als Familienerfahrung – ein Fallbeispiel*, in: *Zeitschrift für Frauenforschung*, (1995) 13, S. 27–40; R. Schwarzer/M. Jerusalem (Hrsg.), *Gesellschaftlicher Umbruch als kritisches Lebensereignis – Psychosoziale Krisenbewältigung von Übersiedlern und Ostdeutschen*, Weinheim 1994.

¹⁵ Vgl. Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Datenreport 2003. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland*. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2004.

¹⁶ Wenn im weiteren Verlauf nur von Migranten gesprochen wird, so sind immer Migrantinnen und Migranten gemeint.

¹⁷ Vgl. H. Berth/P. Förster/E. Brähler, *Psychosoziale Folgen einer Migration aus den neuen in die alten Bundesländer. Ergebnisse einer Längsschnittstudie*, in: *Psychosozial*, (2004) 27, S. 81–96.

¹⁸ Vgl. S. Gunkel/S. Priebe, *Psychische Beschwerden nach Migration: Ein Vergleich verschiedener Gruppen*

Übersiedler aus der DDR (n = 512), Aussiedler aus Polen (n = 90) und aus Westdeutschland stammende Personen (n = 283). Die Befragten berichteten gehäuft von psychischen Problemen in den ersten Monaten nach der Migration. Diese Beschwerden schienen sich bei den Übersiedlern aus dem Osten nach rund acht Monaten verringert zu haben, wohingegen sie bei den aus Westdeutschland stammenden Personen zunahmen.

In einer eigenen Voruntersuchung zeigte sich bei West-Ost-Migranten (n = 41) und auch bei Ost-West-Migranten (n = 76) im Vergleich mit Nicht-Migranten ein beeinträchtigtes psychisches Befinden:¹⁹ Migranten waren depressiver gestimmt als Nicht-Migranten, wobei sich nicht-migrierte Ost- und Westdeutsche nicht wesentlich unterschieden. Bei den Migranten waren die in Westdeutschland aufgewachsenen und nach Ostdeutschland gezogenen Personen stärker belastet als die in Westdeutschland lebenden Ostdeutschen.

In einer weiteren Untersuchung (54 West-Ost- und 68 Ost-West-Migranten) berichteten Migranten über gegenüber Nicht-Migranten höheren Stress, eingeschränkteres körperliches Wohlbefinden und stärkere körperliche Symptome.¹⁰ Probandinnen und Probanden, die von West- nach Ostdeutschland übergesiedelt waren, schätzten ihre Lebensqualität niedriger als alle anderen Gruppen ein.

Wir haben in der vorliegenden Studie 202 West-Ost- und 200 Ost-West-Migranten bezüglich ihrer Migrationserfahrungen und ihrer psychischen Gesundheit befragt und die Ergebnisse mit Befunden zur psychischen Gesundheit von altersentsprechenden Nicht-Migranten verglichen.

Innerdeutsche Migranten

Die Daten der vorliegenden Erhebung wurden im Sommer 2005 im Auftrag der Univer-

von Zuwanderern in Berlin, in: *Psychotherapie · Psychosomatik · Medizinische Psychologie* (1992) 42, S. 414–423.

¹⁹ Vgl. N. Grulke/H. Bailer/G. Blaser/C. Albani/G. Schmutzer/M.Geyer/E. Brähler, *Migration in die Depression? – Innerdeutsche Migration und psychische Befindlichkeit*, in: *Psychosozial*, (2004) 95, S. 97–106.

¹⁰ Vgl. C. Albani/G. Blaser/M. Geyer/G. Schmutzer/H. Bailer/N. Grulke/E. Brähler, *Innerdeutsche Migration und psychisches Befinden*, in: *Psychotherapeut*, (2006) (i. E.).



sität Leipzig von dem Institut für Markt-, Meinungs- und Sozialforschung USUMA, Berlin, erhoben. Die Interviewer ermittelten im Rahmen ihrer Befragungen Teilnehmer entsprechend eines vorgegebenen Quotenplanes (für Geschlecht, drei Altersgruppen: 18–27, 28–45 und 46–60 Jahre, drei Zeiträume der Migration: 1989–1994, 1995–1999 und 2000–2005). Als innerdeutsche Binnenmigranten galten Befragte, deren Wohnort zum Zeitpunkt der Befragung nicht in dem Teil des west- bzw. ostdeutschen Bundesgebiets lag, in dem sie überwiegend aufgewachsen waren. Die in die Studie einbezogenen Personen wurden von geschulten Interviewern zu Hause aufgesucht, dort befragt und bekamen im Rahmen der Interviews Fragebögen zur selbständigen Beantwortung vorgelegt. Die Teilnahme erfolgte freiwillig. Jeder Befragte erhielt eine vom Interviewer unterschriebene Datenschutzerklärung. Zum Vergleich lagen die Daten von bevölkerungsrepräsentativen Erhebungen von 2002, 2003, 2004 und 2005 vor. Es wurden Instrumente zur Erfassung von Depressivität (Gesundheitsfragebogen für Patienten¹¹), psychischen Beschwerden¹² und sozialer Unterstützung¹³ eingesetzt.

Wer migriert?

Angesichts der Quotierung bezüglich Alter und Geschlecht bei der Erhebung können in der vorliegenden Untersuchung keine Aussagen zur Geschlechts- oder Altersverteilung bei innerdeutschen Migranten insgesamt getroffen werden. *Tabelle 1* gibt einen Überblick über die soziodemografischen Merkmale der untersuchten Stichprobe.

Bezüglich des Familienstandes unterschieden sich beide Gruppen kaum voneinander – die Mehrheit war verheiratet. Der Anteil Verheirateter bei den Migranten lag aber unter dem altersentsprechenden bundesdeutschen Durchschnitt (58,7 %), der Anteil Le-

Tabelle 1: Soziodemografische Merkmale

	Mittelwert (S)	West nach Ost Migranten		Ost nach West Migranten	
		38,41 (13,09)	Prozent	37,97 (11,87)	Prozent
Alter					
Geschlecht	Männer	103	51	104	52
	Frauen	99	49	96	48
Familienstand	verheiratet	90	44,5	101	50,7
	getrennt	7	3,5	6	3,0
	ledig	73	36,1	68	34,2
	geschieden	26	12,9	23	11,6
	verwitwet	6	3,0	1	0,5
Schulabschluss	ohne Abschluss	-		2	1,0
	Hauptschulabschluss	15	7,4	78	39,2
	mittlere Reife/Realschule	56	27,7	51	25,5
	POS/10. Klasse	17	8,4	41	20,6
	Fachschule	11	5,5	3	1,5
	Abitur	44	21,8	17	8,5
	abgeschlossenes Hoch-/FH-Studium	54	26,7	7	3,5
	Schüler/in	5	2,5	-	
Erwerbstätigkeit	Vollzeit beschäftigt (35 Stunden)	118	59,0	126	63,6
	Teilzeit beschäftigt (15–34 Stunden)	15	7,5	21	10,6
	Teilzeit beschäftigt (14 Stunden)	2	1,0	4	2,0
	Zivildienstleistende/Erziehungsurlaub . . .	2	1,0	2	1,0
	Arbeitslose	19	9,5	19	9,6
	Rentner	10	5,0	7	3,5
	nicht berufstätig	8	4,0	6	3,0
	in Berufsausbildung	4	2,0	7	2,8
in Schul-, Hochschulausbildung	22	11,0	6	3,0	
Haushalts-einkommen (Netto)	< 750 €/Monat	16	9,4	7	3,7
	750 bis 1 250 €/Monat	11	6,4	35	18,2
	1 250 bis 2 000 €/Monat	43	25,1	60	31,2
	> 2 000 €/Monat	101	59,1	90	46,9

Quelle: Eigene Erhebung.

diger und Geschiedener war höher. Es kann gemutmaßt werden, dass fehlende familiäre Bindung eine Migration erleichtert.

Auffällig in der untersuchten Stichprobe war eine unterschiedliche Verteilung des Bildungsstandes: Während in der Gruppe der Ost-West-Migranten der Anteil von Befragten mit Abitur lediglich 12 % betrug, lag dieser Anteil in der West-Ost-Migranten-Gruppe bei ca. 50 % (im Bundesdurchschnitt 18 %). In der Ost-West-Migrantengruppe überwogen Befragte mit Hauptschulabschluss (im Bundesdurchschnitt 38 %). Der Anteil von Befragten mit Realschulabschluss

¹¹ Vgl. B. Löwe/R. Spitzer/S. Zipfel/W. Herzog, Gesundheitsfragebogen für Patienten (PHQ-D). Komplettversion und Kurzform, Karlsruhe 2002.

¹² Vgl. R. Klaghofer/E. Brähler, Konstruktion und teststatistische Prüfung einer Kurzform der SCL-90-R, in: Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie, (2001) 49, S. 115–124.

¹³ Vgl. T. Fydrich/M. Geyer/A. Hessel/G. Sommer/E. Brähler, Fragebogen zur sozialen Unterstützung (F-Sozu): Neue Ergebnisse zur Testgüte und Normierung an einer repräsentativen Stichprobe, in: Diagnostica, (1999) 45, S. 212–216.

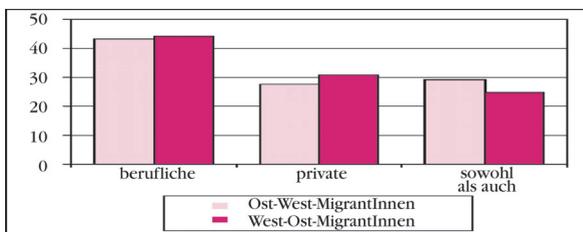
war in beiden Gruppen etwa gleich groß (im Bundesdurchschnitt 21 %). Dem Bildungsgrad entsprechend fanden sich bei den Ost-West-Migranten 38 % Arbeiter und Facharbeiter, bei den West-Ost-Migranten aber nur 20 %. Die Mehrzahl der Befragten waren in beiden Gruppen Angestellte. 16 % der West-Ost-Migranten, jedoch nur 6 % der Ost-West-Migranten waren Freiberufler und Selbstständige. Beamte machten einen Anteil von 15 % bei den West-Ost-Migranten und von 1 % bei den Ost-West-Migranten aus (Bundesdurchschnitt 3 %). In beiden Gruppen waren die meisten Vollzeit beschäftigt (im Bundesdurchschnitt 50 %).

Insgesamt zeigte sich, dass die hier untersuchten Migranten, verglichen mit dem altersentsprechenden bundesdeutschen Durchschnitt, häufiger nicht verheiratet und höher gebildet waren. Es muss hier offen bleiben, ob sich in diesen Relationen tatsächliche repräsentative Verhältnisse widerspiegeln oder ob es sich um eine Verzerrung etwa aufgrund der Stichprobenziehung handelt, auf die wir keinen direkten Einfluss hatten. Denkbar ist allerdings auch, dass es unterschiedliche Push- und Pullfaktoren gibt, die im Falle Westdeutscher höher Gebildete stärker motivieren als bei Ostdeutschen.

Migrationserfahrungen

Die Verteilung der Migrationsmotive war für West-Ost- und für Ost-West-Migranten ähnlich. Die Mehrheit der Befragten migrierte vor allem aus beruflichen Gründen (Abbildung 1). Dies galt besonders für die Gruppe von Migranten mit Abitur. Der höchste Anteil von Befragten, die aus privaten Gründen migrierten, fand sich bei der Gruppe der West-Ost-Migranten ohne Abitur.

Abbildung 1: Aus welchem Grund sind Sie nach Ost- bzw. Westdeutschland übersiedelt?

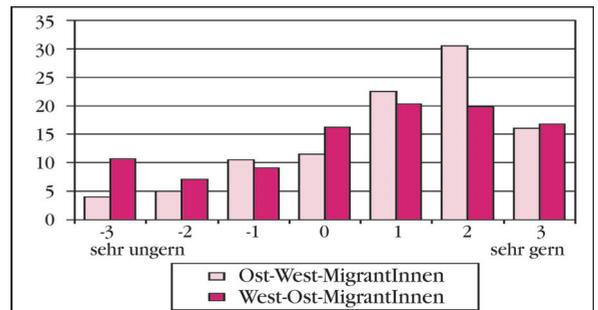


(relative Häufigkeiten, n = 200 Ost-West-Migranten und n = 202 West-Ost-Migranten).

Quelle: Eigene Darstellung.

Deutliche Unterschiede ergaben sich zwischen beiden Gruppen bezüglich der Frage: „Wie gern haben Sie den Wechsel von Ost- nach Westdeutschland (beziehungsweise umgekehrt) auf sich genommen?“ (Abbildung 2). Mehr Westdeutsche gaben an, „sehr ungern“ nach Ostdeutschland umgezogen zu sein, während ein erheblich größerer Anteil von Ost-West-Migranten den Wechsel eher gern auf sich nahm.

Abbildung 2: Wie gern haben Sie den Wechsel von Ost- nach Westdeutschland (beziehungsweise umgekehrt) auf sich genommen?



(relative Häufigkeiten, n = 200 Ost-West-Migranten und n = 202 West-Ost-Migranten).

Quelle: Eigene Darstellung.

Die beiden Migrantengruppen unterschieden sich kaum bezüglich der Erfüllung ihrer mit der Migration verbundenen Erwartungen – die Mehrzahl der Befragten gab an, dass ihre Erwartungen positiv übertroffen wurden.

Die Befragten wurden gebeten, auf einer 7-stufigen Skala einzuschätzen, wie gut sie sich an ihrem neuen Wohnort integriert fühlen und wie sie als Ost- bzw. Westdeutscher in ihrem beruflichen und privaten Umfeld mit den West- bzw. Ostdeutschen zurechtkommen. Beide Gruppen unterschieden sich kaum und gaben an, dass sie sich größtenteils sehr gut integriert fühlten und in ihrem beruflichen und privaten Umfeld sehr gut zurechtkommen.

Die Migranten wurden außerdem bezüglich ihrer Rückkehrpläne befragt. Insgesamt zeigte sich, dass Ostdeutsche häufiger im Westen bleiben wollen als Westdeutsche im Osten. Für ein Drittel der befragten West-Ost-Migranten war es noch offen, ob sie wieder zurückkehren werden, während fast die Hälfte der Ost-West-Migranten (aber nur 14 % der West-Ost-Migranten) angab, auf keinen Fall zurückkehren zu wollen.

Erwartungsgemäß bestätigte sich, dass in beiden Gruppen diejenigen, die auf jeden Fall zurückkehren wollten, eher aus beruflichen Gründen migriert waren, unerfüllte Erwartungen berichteten, den Wechsel eher ungerne auf sich genommen hatten und mehr psychische Beschwerden und weniger soziale Unterstützung angaben.

Psychisches Befinden

Um die von Migranten angegebene Belastung einordnen zu können, wurden Vergleichswerte altersentsprechender nicht migrierter Ost- und Westdeutscher aus repräsentativen Erhebungen der deutschen Allgemeinbevölkerung herangezogen.¹⁴ Angesichts der zu erwartenden Geschlechtereffekte wurden die Auswertungen geschlechtstrennt durchgeführt (Abbildungen 3 a, b und c).

Abbildung 3 a: Depressivität bei innerdeutschen Migranten und Nicht-Migranten

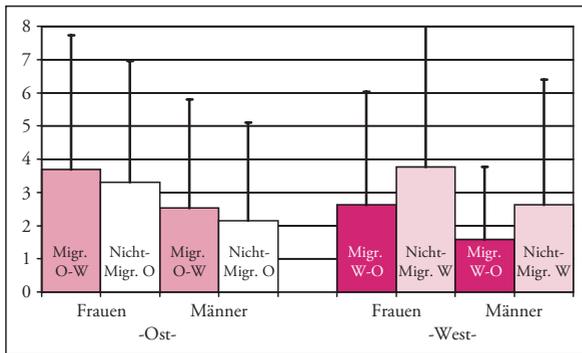


Abbildung 3 b: Psychische Beschwerden bei innerdeutschen Migranten und Nicht-Migranten

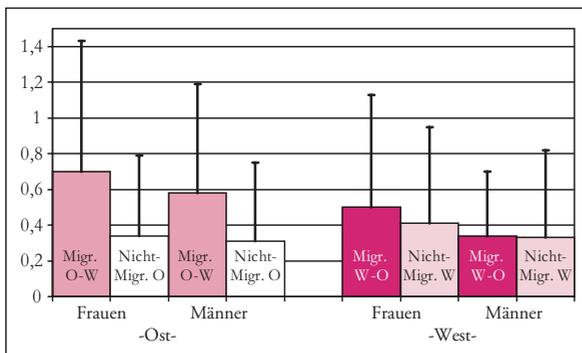
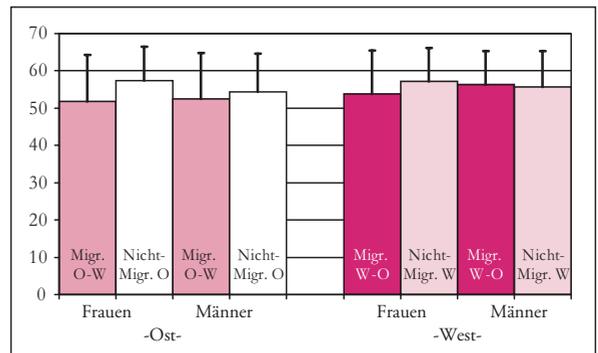


Abbildung 3 c: Soziale Unterstützung bei innerdeutschen Migranten und Nicht-Migranten



(Mittelwert, Standardabweichung. Abb. 3 a–c: Für alle Migranten n = 96–104, für alle Nicht-Migranten aus Westdeutschland n = 463–552, für alle Nicht-Migranten aus Ostdeutschland n = 106–172 (höhere Werte entsprechen mehr Depressivität, mehr psychischen Beschwerden, mehr sozialer Unterstützung).
Quelle: Eigene Darstellung.

Der Vergleich zwischen beiden Migrantengruppen untereinander zeigte, dass Migranten aus Ostdeutschland, die in Westdeutschland leben, ein höheres Maß an psychischen Beschwerden (Depressivität und psychische Symptome s. Abbildungen 3 a und 3 b) und weniger soziale Unterstützung (Abbildung 3 c) angaben als West-Ost-Migranten.

Frauen gaben in allen untersuchten Gruppen mehr Depressivität und psychische Beschwerden an als Männer. Bei den Nicht-Migranten schilderten Frauen mehr soziale Unterstützung als Männer, bei den Migranten hingegen gaben Frauen weniger soziale Unterstützung als Männer an.

Für beide Geschlechter galt, dass Ost-West-Migrantinnen ein höheres Maß an Depressivität angaben als ostdeutsche Männer bzw. Frauen, während West-Ost-Migrantinnen sich als weniger depressiv als westdeutsche Frauen bzw. Männer beschrieben (Abbildung 3 a).

¹⁴ Vgl. R. Klaghofer/E. Brähler (Anm. 13); T. Fydrich/G. Sommer/E. Brähler, Der Fragebogen zur Sozialen Unterstützung, Göttingen 2006 (i.E.); A. Martin/W. Rief/A. Klaiberg/E. Brähler, Validity of the Brief Patient Health Questionnaire Mood Scale (PHQ-9), in: General Hospital Psychiatry, (2006) 28, S. 71–77.

Männliche West-Ost-Migranten unterschieden sich von westdeutschen Männern nicht bezüglich psychischer Beschwerden. Männliche Ost-West-Migranten beschrieben sich aber erheblich belasteter als ostdeutsche Männer. Bei den Frauen ergab sich für ost- und westdeutsche Migranten ein deutlich höheres Maß an psychischen Beschwerden als bei den jeweiligen nicht-migrierten Frauen (*Abbildung 3 b*).

Ein ähnliches Bild zeigte sich für die wahrgenommene soziale Unterstützung: Sowohl West-Ost- wie auch Ost-West-Migranten erfuhren weniger soziale Unterstützung als die Nicht-Migranten, wobei die Ost-West-Migranten die niedrigsten Werte angaben (*Abbildung 3 c*). Auch männliche Ost-West-Migranten erleben weniger soziale Unterstützung als ostdeutsche Männer, wobei es sich aber lediglich um schwache Effekte handelt. Männliche West-Ost-Migranten hingegen geben mehr soziale Unterstützung als westdeutsche männliche Nicht-Migranten an (*Abbildung 3 c*).

Vor allem für die Gruppe der Ost-West-Migranten zeigte sich in der vorliegenden Untersuchung ein höheres Maß an psychischer Belastung, das deutlich über den von ostdeutschen Nicht-Migranten angegebenen Werten lag.

Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass innerdeutsche Migration einen Belastungsfaktor darstellt, wobei allerdings die von uns untersuchten männlichen West-Ost-Migranten von der Migration profitiert zu haben scheinen – sie schildern sich als weniger belastet als alle anderen Gruppen.

Bezüglich der ermittelten Belastung bei Migranten muss offen bleiben, inwieweit diese Beeinträchtigungen klinisch relevant sind. Natürlich lassen diese Untersuchungen keine kausalen Rückschlüsse zu. Anhand der vorliegenden Querschnittsstudien sind keine Rückschlüsse darüber möglich, ob die Migration zu psychischen Beeinträchtigungen führt oder ob diejenigen Probandinnen und Probanden, die psychisch beeinträchtigt sind, migrieren (möglicherweise verbunden mit der Hoffnung, dass die Migration diesen Zustand verbessert). Selbst wenn die Migration als ursächlich für die psychische Belastung angenommen wird, erlaubt unsere Erhebung keine Rückschlüsse darüber, ob diese erhöhte

Belastung ein spezifisches Resultat einer Migration zwischen neuen und alten Bundesländern darstellt. Es ist denkbar, dass eine Migration von Nord- nach Süddeutschland oder umgekehrt zu einer ähnlichen Belastung führen würde, dass innerdeutsche Migration also per se belastend ist.

Bei den hier untersuchten Westdeutschen im Osten fiel auf, dass in dieser Gruppe ein besonders hoher Anteil von AbiturientInnen, Beamten und Selbständigen vertreten war. Vor allem die männlichen West-Ost-Migranten beschrieben sich als besonders wenig belastet. Möglicherweise stellt Bildung eine Ressource zur Bewältigung des Lebensereignisses „Migration“ dar.

Wenn innerdeutsche Migration mit psychischer Belastung einhergeht, könnte es nützlich sein, Migranten gezielter auf mögliche (unerwartete) Belastungen am neuen Lebens- und Arbeitsort vorzubereiten und in deren Bewältigung zu unterstützen, zum Beispiel durch den Aufbau eines sozialen Netzes. Schwarzer und Jerusalem ermittelten einen Rückgang von Depression und Ängstlichkeit bei Übersiedlern von Ost- nach Westdeutschland nach dem Aufbau von Freundschaften.¹⁵ Auhagen und Schwarzer berichteten von einem Rückgang von Depression und Ängstlichkeit bei Übersiedlern von Ost- nach Westdeutschland, wenn freundschaftliche Beziehungen entstanden waren. Nach wie vor bestehen erhebliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland:¹⁶ Das Bruttoinlandsprodukt in Ostdeutschland liegt 75 % unter dem EU-Durchschnitt¹⁷, und die Arbeitslosigkeit ist im Osten deutlich höher als in Westdeutschland (Bundesagentur für Arbeit, Stand Juli 2005: in Ostdeutschland 20,2 %, in Westdeutschland bei 9,4 %). Diese Bedingungen könnten im Kontext der eingangs erwähnten „Push-Pull-Hypothese“ als „Push-Faktoren“ verstanden werden und dazu führen, dass migrierte Ostdeutsche im Westen den „Barwert ihrer Migra-

¹⁵ Vgl. R. Schwarzer/M. Jerusalem (Anm. 4).

¹⁶ Vgl. A. E. Auhagen/R. Schwarzer, Das unsichtbare Netz: Neue Freundschaften, in: R. Schwarzer/M. Jerusalem (Hrsg.), Gesellschaftlicher Umbruch als kritisches Lebensereignis – Psychosoziale Krisenbewältigung von Übersiedlern und Ostdeutschen, Weinheim 1994, S. 105–121.

¹⁷ Vgl. R. de Weck, Zehn Jahre deutsche Einheit: Der Blick von innen, <http://www.magazin-deutschland.de> (2000) 4.

tionsrente“ positiv erleben und in Westdeutschland bleiben wollen, auch wenn sich diese Gruppe als psychisch belastet beschreibt.

Dass ein höherer Anteil der Westdeutschen im Osten wieder nach Westdeutschland zurück will, ist vielleicht Ausdruck dafür, dass alltagskulturelle Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschen nach wie vor hoch relevant sind und die „Wiedervereinigung“ sehr viel begrenzter vollzogen ist als politisch dargestellt und erwünscht.¹⁸ Bei der untersuchten Stichprobe von Migranten kann keine Repräsentativität angenommen werden. Wir interpretieren unsere Ergebnisse als Hinweise dafür, dass auch innerdeutsche Migrationsprozesse relevant für die psychische Gesundheit sind. Allerdings hält sich das Ausmaß der migrationsbedingten zusätzlichen Belastungen durchschnittlich in Grenzen. Ein Vergleich unserer Ergebnisse mit Befunden aus Untersuchungen bei Migranten von außerhalb Deutschlands war nicht intendiert. Es kann jedoch vermutet werden, dass innerdeutsche Migration in geringerem Maße eine zusätzliche Belastung darstellt als eine Zuwanderung von außerhalb.

Diese Hypothese müsste jedoch eigens empirisch geprüft werden. Untersuchungen an umfangreicheren Stichproben sind notwendig und sollten dann neben Ost-West- beispielsweise auch Nord-Süd-Migrationsprozesse mit einbeziehen. Die besondere Rolle der Migration als eigenständiger Belastungs- bzw. Risikofaktor ließe sich ferner klarer explorieren, wenn das Augenmerk auf besonders auffällige Migranten gerichtet würde, die sich z. B. als extrem niedergeschlagen und unzufrieden beschreiben.

¹⁸ Vgl. E. Brähler/J. Schumacher/C. Albani/B. Strauß, Wie bedeutsam sind Ost-West-Unterschiede? Eine Analyse von Ost-West-, Geschlechts- und Nord-Süd-Unterschieden bei psychologischen Testverfahren, in: Verhaltenstherapie und Psychosoziale Praxis, (2002) 34, S. 301–314.

Jutta Allmendinger · Rita Nikolai

Bildung und Herkunft

Im Land der Dichter und Denker scheint etwas im Argen zu liegen. Nicht zuletzt seit den PISA-Studien, die das international vergleichend schlechte Abschneiden deutscher Schülerinnen und Schüler im Lesen, in der Mathematik und den Naturwissenschaften wiederholt öffentlichkeitswirksam aufzeigten, wird die Bildungsmisere in Deutschland beklagt. Bildungsdebakel, Bildungsrückstand und soziale Ungleichheit sind die Schlagworte, welche die Diskussion um das deutsche Bildungswesen bestimmen. Im Kreuzfeuer der Kritik steht dabei der enge Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und erzielten Bildungsleistungen. Verglichen mit anderen Ländern gelingt die Förderung von Kindern aus sozial benachteiligten Schichten und aus Zuwandererfamilien hierzulande schlechter.

Der Ausgangspunkt dieses Beitrags ist der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildung, der mit Ergebnissen der internationalen PISA-Studie, des ersten nationalen Bildungsberichts „Bildung in Deutschland“ und Analysen der empirischen Bildungsforschung belegt wird. Im Anschluss werden die unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen der nationalen Sozialpolitik und ihre Auswirkungen auf die Bildungspolitik diskutiert. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion von Reformvorschlägen in der Familien- und Bildungspolitik, die zur Qualitätssteigerung der Schulbildung und Verbesserung der Chancengleichheit derzeit diskutiert werden.

Jutta Allmendinger

Ph.D., geb. 1956; Direktorin des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg und Professorin für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. IAB Nürnberg, Regensburger Straße 104, 90478 Nürnberg. jutta.allmendinger@iab.de www.iab.de

Rita Nikolai

Politologin, geb. 1977; Referentin bei der Direktorin des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg. rita.nikolai@iab.de

Soziale Herkunft und Bildung

Zweifellos hat die Bildungsexpansion der sechziger und siebziger Jahre insgesamt zu einer Steigerung des Bildungsniveaus in allen Sozialgruppen geführt. War die Hauptschule zu Beginn der fünfziger Jahre noch die Regelschule, an der drei Viertel der Schülerinnen und Schüler lernten, so belief sich deren Anteil 2003 nur noch auf 30 Prozent. Im gleichen Zeitraum hat sich der Anteil der Schülerinnen und Schüler an den Realschulen (von 7 auf 23,5 Prozent) verdreifacht und an den Gymnasien (von 15 auf 32,5 Prozent) verdoppelt.¹ Von 1952 bis 2003 hat sich somit das Bildungsniveau insgesamt erhöht; die Chancenunterschiede haben sich zwar abgeschwächt, kennzeichnen jedoch die Bildungsergebnisse weiterhin.²

Während die Bildungsexpansion konfessionelle, regionale und geschlechtsspezifische Ungleichheiten abbauen konnte, war sie beim Abbau der schichtenspezifischen Ungleichheiten weniger erfolgreich.³ Zu einer Verringerung der Chancenunterschiede zwischen den sozialen Schichten ist es nur bei den mittleren Bildungsabschlüssen gekommen. Die Öffnung des Bildungssystems für berufliche Bildungsmöglichkeiten erfasste vor allem Kinder aus Facharbeiterfamilien, während die höheren Bildungssysteme weiterhin den Kindern aus der Mittel- und Oberschicht vorbehalten blieben.⁴

Nach wie vor hängen die Bildungschancen für eine höhere Ausbildung an Gymnasien und Universitäten für Jugendliche stark von

¹ Vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), 17. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes, Berlin 2004; BMBF, Grund- und Strukturdaten 2005, Berlin 2005.

² Vgl. Walter Müller/Dietmar Haun, Bildungsgleichheit im sozialen Wandel, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46 (1994) 1, S. 1–42; Walter Müller/Reinhard Pollak, Weshalb gibt es so wenige Arbeiterkinder in Deutschland?, in: Rolf Becker/Wolfgang Lauterbach (Hrsg.), Bildung als Privileg?, Wiesbaden 2004, S. 311–352.

³ Vgl. Rainer Geißler, Die Illusion der Chancengleichheit im Bildungssystem – von PISA zerstört, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 24 (2004) 4, S. 362–380. Verbesserte Bildungschancen der Frauen bedeuten jedoch nicht, dass Bildungserfolge von Frauen sich adäquat in Arbeitsmarkt- und Einkommenserfolge umsetzen.

⁴ Vgl. ebd.

ihrer sozialen Herkunft ab. Infolgedessen ist der durchschnittliche Anteil der Kinder aus „bildungsnahen Schichten“, also aus der „oberen Dienstklasse“, die ein Gymnasium besuchen, mehr als viermal so hoch wie der Anteil der Kinder aus Facharbeiterfamilien.⁵ Auch auf den Hochschulzugang wirkt sich die soziale Herkunft aus. Nur sechs von 100 Arbeiterkindern beginnen ein Hochschulstudium, während 49 von 100 Gymnasiasten aus einkommensstarken Familien eine Universität besuchen. Die soziale Zusammensetzung der Studierenden nach Herkunftsgruppen hat sich deutlich verschoben: Zwischen 1982 und 2003 ist der Anteil der Studierenden aus der höchsten Sozialschicht von 17 auf 37 Prozent kontinuierlich angestiegen, während sich der Anteil der Studierenden aus der untersten Herkunftsgruppe von 23 auf 12 Prozent verringert hat.⁶ Nach wie vor finden sich Kinder aus Arbeiterfamilien häufiger in einer nichttertiären Berufsausbildung. Im Zeitverlauf hat sogar die Tendenz zur nichttertiären beruflichen Ausbildung zugenommen, so dass sich die Bildungsgleichheiten deutlich verstärkt haben dürften.⁷

Auch international vergleichende Schülerleistungstests wie PISA und IGLU haben auf den starken Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und erreichten Kompetenzen aufmerksam gemacht. Zwar schnitt in der zweiten PISA-Studie von 2003 Deutschland in den Kompetenzbereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften im internationalen Vergleich durchschnittlich, im „Problemlösungsbereich“ sogar überdurchschnittlich ab; das bessere Abschneiden Deutschlands gegenüber der ersten PISA-Studie von 2000 sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Verbesserung der Bildungskompetenzen nicht gleichmäßig auf die Schulformen verteilt. Der Zuwachs an Kompetenzen geht vor allem auf die Gymnasien zurück und weniger auf die Hauptschulen, die kaum Lernzuwächse verzeichnen konnten.

Auch und gerade diese Daten zeigen, dass in kaum einem anderen vergleichbaren Industrieland der Bildungserfolg so eng mit der so-

⁵ Vgl. Konsortium Bildungsberichterstattung, Bildung in Deutschland, Bielefeld 2006.

⁶ Vgl. BMBF 2004 (Anm. 1), S. 136 ff.

⁷ Vgl. W. Müller/R. Pollak (Anm. 2), S. 346.

zialen Herkunft verknüpft ist wie in Deutschland.¹⁸ Denn erstmals wurde in der PISA-Studie von 2003 ein Indikator verwendet, der die wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Indikatoren der familiären Herkunft für den Bildungserfolg zusammen abbildet. Der „Index of Economic, Social and Cultural Status“ (ESCS) erfasst die Familienstruktur, die Bildungsabschlüsse und die Berufstätigkeit der Eltern und setzt diese in Beziehung zu den mathematischen Kompetenzen der Jugendlichen (*Tabelle*). Die Stärke des Zusammenhangs ist in Deutschland mit 22,8 Prozent im internationalen Vergleich überdurchschnittlich hoch. Nur in Ungarn und Belgien ist der Zusammenhang zwischen der sozialen Herkunft und Bildung noch stärker ausgeprägt.

Wie stark auslesend das deutsche Schulsystem weiterhin ist, lässt sich an folgenden Zahlen ablesen: Etwa 45 Prozent der Schülerinnen und Schüler in den Hauptschulen kommen aus den unteren sozialen Schichten, welche die PISA-Studie im untersten ESCS-Quartil verortet. Aus dem obersten ESCS-Quartil besuchen dagegen rund die Hälfte der Schülerinnen und Schüler das Gymnasium. Auch im nationalen Bundesländervergleich der Schülerleistungen ist der familiäre Hintergrund von Schülerinnen und Schülern der stärkste Erklärungsfaktor für Bildungskompetenzen. Die Chancen für Jugendliche, das Gymnasium zu besuchen, ist in den ostdeutschen Bundesländern weniger schichtenabhängig als in den westdeutschen. Am stärksten ist der Zusammenhang zwischen Bildungsbeteiligung und sozialer Herkunft in Bayern, Rheinland-Pfalz und in Schleswig-Holstein.¹⁹ In Bayern haben Kinder aus einkommensstarken Familien eine 6,65-mal so große Chance, das Gymnasium zu besuchen, wie Kinder aus Arbeiterhaushalten. Im internationalen wie im Bundesländervergleich zeigt sich, dass gerade Jugendliche aus den unteren sozialen Schichten zu den Bildungsverlierern im deutschen Schulsystem zählen.

Neben der sozialen Herkunft ist der „Migrationshintergrund“ der Jugendlichen mitentscheidend für die Bildungskarriere. In den

¹⁸ Vgl. Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.), Pisa 2003, Münster 2005.

¹⁹ Vgl. Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.), PISA 2003. Der zweite Vergleich der Länder in Deutschland, Münster 2005.

Tabelle: Vergleich der PISA-Ergebnisse 2003 und der Bildungsausgaben in Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) für 2003

	Mathematische Kompetenz (PISA II 2003)	Stärke des Zusammenhangs zwischen mathematischer Kompetenz und dem ESCS-Index (PISA II 2003)	Öffentliche Bildungsausgaben in Prozent des BIP 2003
Ungarn	490	27,0	5,5
Belgien	529	24,2	5,9
Deutschland	503	22,8	4,4
Türkei	423	22,3	3,6
Slowakei	498	22,2	4,3
Frankreich	511	19,6	5,8
Tschechien	516	19,4	4,3
USA	483	19,0	5,4
Niederlande	538	18,6	4,6
Dänemark	514	17,6	6,7
Portugal	466	17,5	5,8
Luxemburg ¹	493	17,1	3,6
Mexiko	385	17,1	5,6
Neuseeland	523	16,8	5,7
Schweiz	527	16,8	6,0
Polen	490	16,6	5,8
Österreich	506	16,3	5,2
Irland	503	16,3	4,1
Griechenland	445	15,9	4,0
Schweden	509	15,3	6,5
Südkorea	542	14,2	4,6
Norwegen	495	14,1	6,5
Spanien	485	14,1	4,2
Australien	524	13,7	4,3
Italien	466	13,5	4,6
Japan	534	11,6	3,5
Finnland	544	10,8	6,0
Kanada	532	10,5	4,6
Island	515	6,5	7,5
OECD-Durchschnitt	500	16,8	5,2

Anmerkungen: ¹ Daten der öffentlichen Bildungsausgaben aus dem Jahr 2001.

Quelle: Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.), Pisa 2003, Münster 2005; OECD, Education at a Glance, Paris 2006.

internationalen Vergleichstests und im nationalen Bundesländervergleich zeigt sich, dass in Deutschland Schülerinnen und Schüler nichtdeutscher Herkunft ein geringeres Bildungsniveau erreichen.¹⁰ Leistungsunterschiede zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund können in allen Staaten festgestellt werden. In Deutschland fällt jedoch auf, dass Jugendliche aus zugewanderten Familien der ersten Generation schlechter abschneiden als Jugendliche aus Migrantenfamilien, die noch nicht als ansässig gelten können – obwohl Erstere doch in Deutschland geboren sind und dort ihre Schulzeit verbracht haben. Die schulischen Bildungsmöglichkeiten werden somit nicht nur durch die soziale Herkunft, sondern auch durch den Migrationshintergrund massiv begrenzt, wobei soziale Herkunft und Migrationshintergrund stark miteinander korrelieren. Die starke Kopplung der sozialen Herkunft mit Bildungserfolgen in Deutschland verweist darauf, dass in Deutschland Chancengerechtigkeit und Kompetenzerwerb ungünstig kombiniert sind. Der internationale Vergleich zeigt hierbei, dass andere Länder besser in der Lage sind, Jugendliche aus unterschiedlichen Sozialgruppen an ein höheres Kompetenzniveau heranzuführen. Das Leistungspotenzial von Kindern aus den unteren Schichten kann das deutsche Bildungswesen nicht wirklich ausschöpfen. In Deutschland werden Ungleichheiten zum großen Teil institutionell erzeugt. Ursachen hierfür sind die frühe Selektion im deutschen Schulsystem und das Unvermögen des dreigliedrigen Schulsystems, soziale Ungleichheiten auszugleichen.

Bildungspolitik als präventive Sozialpolitik

Die deutschen Ergebnisse stimmen bildungs- und gesellschaftspolitisch bedenklich. Der soziale Status prägt hierzulande nicht nur den

¹⁰ Vgl. OECD, *Where immigrants students succeed – A comparative review of performance and engagement in PISA 2003, Paris 2006*; 27 Prozent der unter 25-Jährigen, die das Bildungswesen durchlaufen, sind Jugendliche mit Migrationshintergrund. Vgl. Konsortium Bildungsberichterstattung (Anm. 5), S. 138 ff. Rund 19 Prozent der ausländischen Jugendlichen verließen nach dem Schuljahr 2003/04 das Schulsystem ohne Schulabschluss, bei den deutschen Jugendlichen lag der Anteil bei etwa 7 Prozent, in: <http://www.destatis.de/basis/d/biwiki/schultab16.php> (5. 4. 2006).

Bildungserfolg, sondern auch die späteren Berufsaussichten der Kinder und ihre soziale Integration. Diese „Sozialvererbung“ der Bildungschancen ist in anderen europäischen Ländern, allen voran in den skandinavischen Staaten, markant weniger ausgeprägt. Bildungsungleichheiten setzen sich auch bei der beruflichen Integration fort. Die zunehmende Flexibilisierung der Arbeit wird in Zukunft noch mehr hochqualifizierte Arbeitskräfte als heute erfordern. Jugendliche aus bildungsfernen Schichten und mit Migrationshintergrund drohen sich zu einer neuen Bildungsunterschicht zusammenzuballen. Die starke Korrelation zwischen einer geringen Qualifikation und Arbeitslosigkeit zeigt, dass Bildungsförderung auch eine präventive Beschäftigungspolitik ist. Junge arbeitslose Erwachsene rekrutieren sich zu einem großen Teil aus Jugendlichen ohne Schulabschluss oder mit einfachen Abschlüssen.

Die Unterausbildung ist hierbei nicht nur inhuman, sondern auch wirtschaftlich höchst ineffizient, da Geringqualifizierte überdurchschnittlich stark von Arbeitslosigkeit betroffen sind und durch staatliche Transferzahlungen unterstützt werden müssen. Der Zusammenhang von Bildung und Sozialpolitik ist – im Gegensatz etwa zu den angelsächsischen Ländern – in Deutschland immer noch nicht erkannt worden.¹¹ Im angelsächsischen Verständnis der Sozialpolitik wird Bildung und Soziale Sicherung als ein einheitliches Konzept verstanden,¹² während in Deutschland beide Bereiche nicht unter dem Begriff der Sozialpolitik zusammen gesehen werden.

Mit Blick auf die Gesamtstruktur des Sozialbudgets zeigt sich, dass ein Großteil des deutschen Sozialbudgets in sozialpolitische

¹¹ Vgl. John Baldock/Nick Manning/Sarah Vickerstaff (Hrsg.), *Social Policy*, Oxford 2003. Den Zusammenhang zwischen Bildungs- und Sozialpolitik erfasst das Konzept der Bildungsarmut. Vgl. Jutta Allmendinger/Stephan Leibfried, *Bildungsarmut*. Zum Zusammenhang von Sozialpolitik und Bildung, in: Michael Opielka (Hrsg.), *Bildungsreform als Sozialreform*, Wiesbaden 2005, S. 45–60.

¹² Das sieht man am besten bei Thomas H. Marshall, *Staatsbürgerrechte und soziale Klassen*, in: ders., *Bürgerrechte und soziale Klassen*. Zur Soziologie des Wohlfahrtsstaates (hrsg. von Elmar Rieger), Frankfurt/M. 1992, S. 33–94. Marshall verwendet in diesem Aufsatz aus dem Jahr 1949 mehr Seiten auf das Bildungssystem als auf das System der sozialen Sicherung insgesamt.

Sektoren mit einem eher geringen Zukunftsprofil fließt, wie etwa in die hohen Ausgaben für die Alterssicherung, deren Ausgabenhöhe nur noch von der Schweiz und Griechenland übertroffen werden.¹³ Zukunftsorientierte Leistungen, zu denen neben den Ausgaben für Familien auch die Leistungen für Bildung und Forschung gehören, weisen dagegen eine relativ geringe Finanzierung auf. Anders sieht es in den USA, Kanada, Australien und Neuseeland aus, die zwar ein deutlich geringes Sozialbudget aufweisen, jedoch relativ viel in die zukunftsorientierten Politikfelder Bildung und Forschung investieren. In den angelsächsischen Ländern fließt somit mehr Geld in die Bildung als in die Sozialpolitik. Gleichermaßen hoch sind die Sozial- und die Bildungsausgaben in den skandinavischen Ländern.¹⁴ Es verwundert insgesamt nicht, dass diese Ländergruppen mit ihrer zukunftsgerichteten Staatstätigkeit bei den PISA-Ergebnissen wesentlich besser abschneiden und auch der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildungskompetenzen weniger stark ausgeprägt ist als in Deutschland. Seit Jahren stagnieren die Bildungsausgaben in Deutschland – und das bei gleichzeitig immer höheren Aufwendungen für die Sozialpolitik, deren Zuwächse vor allem auf höhere Ausgaben für die Alterssicherung und die Gesundheitspolitik zurückzuführen sind. Festzuhalten bleibt, dass Bildung in Deutschland nach wie vor einen anderen gesellschaftlichen Stellenwert hat als in anderen Ländern. Bildung wird hierzulande noch viel zu wenig im Sinne einer präventiven – und produktiven, eben investiven – Sozialpolitik gesehen.

Aktuelle Reformansätze

Forderungen nach höheren Investitionen in das Bildungswesen stehen schon seit längerem auf der bildungspolitischen Agenda. Eine Erhöhung der Bildungsausgaben allein würde nicht zwangsläufig zu besseren Schülerleistungen führen. Wie die *Tabelle* auf Seite 34 zeigt, erreicht es eine Vielzahl von Ländern mit *geringeren* öffentlichen Bildungsausgaben, dass die Bildungsungleichheit zwischen Kindern verschiedener sozialer Herkunft ge-

ringer ausfällt. Es kommt neben einer verbesserten finanziellen Ausstattung also auch auf *institutionelle* Strukturreformen an. An umfassenden Förder- und Betreuungsangeboten zur Vermeidung ungleicher Bildungschancen fehlt es nach wie vor weitgehend. Das Ziel, die Bildungschancen von der sozialen Herkunft abzukoppeln, kann nur über eine integrierte Bildungs- und Sozialpolitik erreicht werden. Neben einem durchlässigeren Schulsystem, das auch Spätentwicklern eine Chance für den Bildungserwerb bietet, ist eine verbesserte Infrastruktur im Bildungswesen erforderlich, etwa durch den Ausbau der frühkindlichen Bildung, ein breiteres Netz an Kinderkrippen und Vollzeit-Kindergärten und durch den konsequenten Ausbau von Ganztagschulen. In der aktuellen Diskussion zur Verbesserung der Bildungschancen im deutschen Bildungswesen werden ferner eine gezielte Sprachförderung und auch Studiengebühren gefordert. Wie könnten sich solche Reformansätze in der Familien- und Bildungspolitik auf den festgestellten Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und Bildung auswirken? Dieser Frage soll nun nachgegangen werden.

Nicht zuletzt aufgrund des schlechten Abschneidens deutscher Schüler in internationalen Vergleichen von Schülerleistungen – so in den PISA-Studien – hat die Ganztagschule eine Renaissance in der Diskussion um mögliche institutionelle Reformen erlebt. Dadurch können zum einen Ziele wie die Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf¹⁵ erreicht werden, zum anderen stellen bildungspolitische Argumente das deutsche Modell der Halbtagschule zunehmend in Frage.¹⁶ Nur etwa fünf Prozent der allgemeinbildenden Schulen in Deutschland sind

¹³ Vgl. OECD, Social Expenditure Database, Paris 2004.

¹⁴ Vgl. Manfred G. Schmidt, Warum Mittelmaß? Deutschlands Bildungsausgaben im Vergleich, in: Politische Vierteljahresschrift, 43 (2002) 1, S. 3–19.

¹⁵ Vgl. Miriam Beblo u. a., Ganztagschulen und Erwerbsbeteiligung von Müttern – Eine Mikrosimulationsstudie für Deutschland, ZEW Discussion Paper No. 05–93, Mannheim 2005.

¹⁶ Die lange Tradition der Halbtagschule in Deutschland liegt nach Gottschall und Hagemann darin begründet, dass nach wie vor die Vorstellung bestimmend ist, dass der Schule lediglich eine Bildungsaufgabe zukommt, während die Erziehung in der Verantwortung der Familie verbleibt. Versteht man im englischen Sprachraum unter „education“ Bildung *und* Erziehung, wird im deutschen Sprachgebrauch zwischen beidem strikt getrennt. Vgl. Karin Gottschall/Karen Hagemann, Die Halbtagschule in Deutschland: Ein Sonderfall in Europa?, in: APuZ, (2002) 41, S. 12–22.

Ganztagsschulen, in anderen Ländern ist es dagegen selbstverständlich, dass Schülerinnen und Schüler auch nachmittags unterrichtet werden. Nach der ersten PISA-Studie (2000) schneiden die Länder mit Ganztagsschulen besser ab als etwa Deutschland mit seinem Modell der Halbtagschulen. PISA hat gezeigt, dass die Rahmenbedingungen für eine individuelle Förderung der Schülerinnen und Schüler verbessert werden müssen, damit die Bildungsbarrieren im deutschen Bildungswesen langfristig verringert und soziale Ausgrenzungen verhindert werden können. Die Vorteile eines Ganztagsschulmodells liegen insoweit auf der Hand: Durch ein Mehr an Zeit für einen anspruchsvollen Unterricht und eine gute Betreuung können sowohl leistungsschwache Schüler und Hochbegabte individuell gefördert als auch Migranten durch Sprachkurse besser integriert werden. In der Debatte um eine stärkere individuelle Förderung von Kindern und Jugendlichen wird aktuell die gezielte Sprachförderung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund im vorschulischen Bereich diskutiert. Im Vordergrund steht vor allem die frühe Sprachförderung, um die sprachlichen Defizite von Migrantenkindern noch vor Einschulungsbeginn zu beseitigen und ihnen damit gleichwertige Startchancen beim Schuleintritt zu ermöglichen. Hier hat Bayern als erstes Bundesland im April 2006 einen Deutschtest für Grundschüler eingeführt.¹⁷

Mit dem Investitionsprogramm des Bundes „Zukunft Bildung und Betreuung“, durch das den Ländern bis 2007 rund vier Milliarden Euro zur Verfügung gestellt werden, damit sie ein bedarfsgerechtes Angebot an Ganztagsschulen schaffen können, sollen benachteiligte Kinder zusätzlich gefördert werden. Die Gefahr ist allerdings groß, dass angesichts der leeren Kassen im Bildungswesen der Ausbau der Ganztagsschulen in den Kinderschulen stecken bleibt, insbesondere da das Bildungswesen und damit die Einrichtung

¹⁷ Katharina Spieß u. a. konnten anhand von Daten des Sozioökonomischen Panels für Westdeutschland zeigen, dass der verpflichtende Kindergartenbesuch von entscheidender Bedeutung für den Bildungserfolg von Kindern mit Migrationshintergrund ist. Kinder von Immigranten besuchen umso häufiger die Realschule oder das Gymnasium, wenn sie im Kindergarten waren. Vgl. Katharina Spieß u. a., Children's School Placement in Germany: Does Kindergarten Attendance Matter?, IZA Discussion Paper No. 722 (2003).

von Ganztagsschulen in die Kulturhoheit der Länder fällt. Die Kulturhoheit der Bundesländer, parteipolitisch-ideologische Präferenzen und Unterschiede in der Finanzkraft der Länder haben bislang weniger zu einer Vereinheitlichung als zu einer Differenzierung in der Qualität der Schultypen und in den Abschlüssen geführt, so dass im Zuge der Föderalismusreform eher ein ausufernder Bildungsföderalismus mit zusätzlichen Spreizungen zu befürchten ist.

Eine weit reichende und auch nachhaltige Reform im Bildungsbereich erfordert ein Bildungskonzept aus einem Guss, die Ergebnisse der Föderalismusreform weisen jedoch in eine andere Richtung. Da der Bund im Zuge der Föderalismusreform die Rahmengesetzgebung für das Hochschulwesen, die Bildungsplanung und das Instrument der Mischfinanzierung aufgegeben hat, wird sein Handlungsspielraum für Initiativen eingeschränkt sein. Vor allem die Mehrkosten für die Personalaufwendungen, die sich nach Schätzungen auf rund 30 Prozent belaufen, werden die Ländern nur schwer schultern können. Nach wie vor ist die Finanzierung ungeklärt, etwa ob der Bund durch eine einmalige Anschubfinanzierung den Ausbau der Ganztagsschulen unterstützt oder ob dies fortlaufend und regelmäßig erfolgen soll. Ebenso ist unklar, wie die historisch gewachsene Vielzahl von freien Trägern in der Freizeitgestaltung und bei den Erziehungsaufgaben in die Ganztagsschulen eingebunden werden kann, um Synergieeffekte zu erzeugen. Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Diskussion um den Ausbau der Ganztagsschulen bislang wohl mehr von wahlpolitischen Kalkülen als von einem wirklichen, nachhaltigen Reformwillen geprägt wird.

Ein seit Jahren stark diskutiertes Thema ist die Einführung von Studiengebühren an den deutschen Hochschulen. Nach dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 26. Januar 2005, in dem das Verbot von Studiengebühren für verfassungswidrig erklärt wurde, können die Bundesländer nun Studiengebühren erheben. Ein wesentlicher Streitpunkt bei der Ausgestaltung dieser Gebühren besteht darin, wie sie sozialverträglich gestaltet werden können. Nach wie vor entscheidet die soziale Herkunft darüber, wer ein Studium aufnimmt. Laut der 17. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes begannen 2003

nur 12 Prozent der jungen Erwachsenen aus einkommensschwachen, bildungsfernen Familien ein Studium, vier Fünftel der Studierenden kamen dagegen aus einkommensstarken Haushalten.¹⁸ Diese Zahlen zeigen, dass das Potenzial der nicht genutzten Begabungsreserven bislang nicht annähernd ausgeschöpft ist. Im internationalen Vergleich ist die Abschlussquote im Tertiärsektor nach wie vor gering. Mit nur 20,6 Prozent liegt die Absolventenrate Deutschlands 2004 deutlich unter dem OECD-Durchschnitt von 34,8 Prozent. Besonders hoch ist der Anteil von jungen Erwachsenen mit akademischen Abschlüssen in Australien (46,5 Prozent), Großbritannien (39,3 Prozent), aber auch in den USA (33,6 Prozent) – und das in all diesen Ländern trotz Studiengebühren.¹⁹

Das deutsche Bildungswesen steht vor der Herausforderung, das Qualifikationsniveau anzuheben und mehr Hochqualifizierte auszubilden zu müssen. Angesichts des drohenden Fachkräftemangels muss die Zahl der Hochschulabsolventen langfristig erhöht werden, dabei darf das Bildungspotenzial von Kindern aus bildungsfernen Schichten aber nicht verschenkt werden. Die bisherige Gebührenfreiheit und das seit rund drei Jahrzehnten existierende staatlich finanzierte BAföG konnten nicht ausreichend dafür sorgen, dass junge Erwachsene aus einkommensschwachen Familien studierten.

Mit Blick auf die Verteilungsgerechtigkeit sei auf Folgendes hingewiesen: Das deutsche Hochschulsystem ist weitgehend steuerfinanziert, das heißt es wird überwiegend durch die unteren bis mittleren Einkommensgruppen finanziert. Tatsächlich studieren aber vor allem Kinder aus den oberen sozialen Schichten. Beobachter fürchten nun, dass die Einführung von Studiengebühren junge Menschen aus einkommensschwachen Familien noch stärker vom Studium abhalten könnte. Im Gegensatz zu den USA oder Australien hat Deutschland kein weit ausgebautes Stipendiensystem. Mit rund 150 Stipendiengeldern und zwölf Begabtenförderungswerken werden hierzulande nur etwa zwei Prozent der Studierenden unterstützt. Da sich daran in kurzer Zeit nichts ändern wird, ist die Einführung eines sozialverträglichen Finanzie-

rungssystems notwendig, das es jedem jungen Erwachsenen erlaubt, unabhängig vom Einkommen der Eltern zu studieren. Instrumente hierfür könnten Bildungskredite sein, um Studierenden aus einkommensschwachen Familien die notwendige Kreditwürdigkeit zu verschaffen. Diese müssen Zugang zu Darlehen erhalten, die sie nach dem Studienabschluss im Laufe ihres Erwerbslebens zurückzahlen können. Unabhängig davon, ob Studiengebühren gerecht sind oder nicht, kann ein sozialverträgliches Finanzierungssystem etwa in Form von darlehensfinanzierten Hochschulgebühren gewährleisten, dass potenzielle Studenten ohne Rücksicht auf das Einkommen der Eltern ein Studium aufnehmen können. Ohne grundlegende Veränderungen können jedoch auch Studiengebühren die Bildungschancen von Abiturienten aus einkommensschwachen Familien nicht verbessern.

Die Herausforderungen gehen über ein enges schulisches Bildungsverständnis hinaus. Derzeit ist aber noch nicht absehbar, ob die jeweiligen Reformen langfristig greifen und ob sie zu den gewünschten verbesserten Bildungschancen führen werden. Die aktuelle Bildungspolitik lässt daran eher zweifeln. Nach wie vor fehlt ein gemeinsames bildungspolitisches Konzept der Bundesländer – von einer Kooperation mit dem Bund nicht zu reden. Eher herrscht in der Bildungspolitik Kleinstaaterei vor, da die Länder im Bildungswesen eigene Wege gehen wollen: Bei gleichzeitiger Beibehaltung des dreigliedrigen Schulsystems werden dann verschiedene Konzepte zur Anwendung kommen. Unklar ist nach wie vor die Finanzierung der Ganztagschulen, das heißt wie die Förderbedingungen an den Hauptschulen verbessert und wie Studiengebühren sozialverträglich ausgestaltet werden können. Dass der Bildungserfolg hierzulande Lebensläufe, Berufschancen und soziale Risikolagen bestimmt, schreit danach, Bildungs- und Sozialpolitik nicht getrennt voneinander, sondern als Ganzes zu sehen; es gilt, die politischen Gestaltungschancen endlich zu ergreifen.

¹⁸ Vgl. BMBF 2004 (Anm. 1).

¹⁹ Vgl. OECD, Education at a Glance, Paris 2006.

APuZ

Nächste Ausgabe 46/2006 · 13. November 2006

Slowenien und Portugal

Aleš Debeljak

Blick auf Slowenien

António Costa Pinto · Marina Costa Lobo

Portugal und die EU

Jernej Pikalo

Slowenien in Europa

Silvia von Steinsdorff

Die kleineren Staaten der EU 25

Joachim Hösler

Die historische Erinnerung in Slowenien

Herausgegeben von
der Bundeszentrale
für politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn.



Redaktion

Dr. Katharina Belwe
(verantwortlich für diese Ausgabe)
Dr. Hans-Georg Golz
Dr. Ludwig Watzal
Sabine Klingelhöfer
Andreas Kötzling (Volontär)
Redaktionelle Mitarbeit an dieser
Ausgabe: Dr. Rüdiger Fleiter
Telefon: (0 18 88) 5 15-0
oder (02 28) 36 91-0

Internet

www.bpb.de/publikationen/apuz
apuz@bpb.de

Druck

Frankfurter Societäts-
Druckerei GmbH,
60268 Frankfurt am Main.

Vertrieb und Leserservice

- Nachbestellungen der Zeitschrift
Aus Politik und Zeitgeschichte
- Abonnementsbestellungen der
Wochenzeitung einschließlich
APuZ zum Preis von Euro 19,15
halbjährlich, Jahresvorzugspreis
Euro 34,90 einschließlich
Mehrwertsteuer; Kündigung
drei Wochen vor Ablauf
des Berechnungszeitraumes

Vertriebsabteilung der
Wochenzeitung **Das Parlament**
Frankenallee 71–81,
60327 Frankfurt am Main.
Telefon (0 69) 75 01-42 53
Telefax (0 69) 75 01-45 02
parlament@fsd.de

Die Veröffentlichungen
in *Aus Politik und Zeitgeschichte*
stellen keine Meinungsäußerung
der Herausgeberin dar; sie dienen
der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Für Unterrichtszwecke dürfen
Kopien in Klassensatzstärke herge-
stellt werden.

ISSN 0479-611 X

Stefan Hradil

3-10 Soziale Milieus – eine praxisorientierte Forschungsperspektive

Die Mentalitäten der Menschen in modernen Gesellschaften unterscheiden sich stark. Unter „sozialen Milieus“ werden Gruppierungen jeweils ähnlicher Mentalitäten verstanden. Die Erforschung sozialer Milieuunterschiede ist vor allem in der angewandten Sozialforschung – insbesondere im Marketing – weit verbreitet und lässt mittlerweile auch internationale Vergleiche zu.

Michael Vester

10-17 Soziale Milieus und Gesellschaftspolitik

Der Vertrauensverlust der Volksparteien beruht, wie detaillierte Untersuchungen bestätigen, nicht auf dem Zerfall von Bindungen, sondern der Enttäuschung der Milieus über eine Politik, die sich von den Vorstellungen der gewohnten Lebensweise und dem bisherigen Modell sozialer Gerechtigkeit entfernt.

Carsten Ascheberg

18-25 Milieuforschung und Transnationales Zielgruppenmarketing

Um das Risiko teurer Fehlentscheidungen im Marketing zu minimieren, greifen global operierende Unternehmen, zum Beispiel nahezu alle internationalen Automobilhersteller, für ihr Zielgruppenmanagement auf die weltweit verfügbaren SIGMA-Milieus® zurück.

*C. Albani · G. Blaser · M. Geyer · H. Bailer · N. Grulke ·
G. Schmutzer · E. Brähler*

26-32 Innerdeutsche Migration und psychische Gesundheit

Der vorliegende Beitrag gibt die Ergebnisse einer bundesweiten Befragung von 402 innerdeutschen Migrantinnen und Migranten bezüglich ihrer Erfahrungen mit der Migration und ihrer psychischen Gesundheit wieder.

Jutta Allmendinger · Rita Nikolai

32-38 Bildung und Herkunft

Die Merkmale des familiären Hintergrunds sind in Deutschland eng verknüpft mit der Bildungsbeteiligung und dem Kompetenzerwerb. Der Aufsatz plädiert vor diesem Hintergrund dafür, die frühkindliche Erziehung zu verbessern, den Ausbau der Ganztagschulen voranzutreiben und Studiengebühren sozialverträglich auszugestalten.